Das

Wunderbüchlein,

oder

Nachrichten von blauen Feuern, Irrwischen, Blut-, Schwefel- und Froschregen, Todespropheten, Kometen, Wünschelruthen und andern merkwürdigen Dingen.

Zur Belehrung gegen den Aberglauben.

Kempten,
in der Dannheimer'schen Buchhandlung
1806.

RBR
Jantz
B522

Aberglaube, meine liebe Leser! entspringt nirgend anders her, als wenn man die Natur nicht kennt. Von Jugend auf werdet ihr zu dieser so wichtigen Kenntniß nicht angeführt, und daher kommt es auch, daß ihr euch von den abentheuerlichsten Dingen überreden laßt. Ihr glaubt an Zauberey, wenn man euch in einem dunkeln Zimmer einen flammenden Todtenkopf erscheinen läßt, wenn man Blitz und Donner nachahmt, Todte zitirt u. s. w. weil ihr nicht wißt, daß alles dieses mit Hohlspiegeln, Elektrisirmaschinen und dergleichen, ohne sonderliche Mühe geschehen kann. Ihr wähnt Geister zu sehen, wenn ihr des Nachts einen Irrwisch erblickt, blos darum, weil ihr nicht wißt, wie die Irrwische oder Feuermännchen entstehen. Ihr zittert beym Blut- und Schwefelregen, weil ihr die natürliche Ursache davon nicht versteht.

Ueber diese und andere Dinge will ich euch Unterricht geben, und das alles blos darum, damit ihr vom Aberglauben frey werdet, und herumziehende Betrüger, die sich eure Unwissenheit zu Nutze machen, und über euren Verstand und euren Beutel herschen, euch nicht mehr mißbrauchen können.

1. Von blauen Feuern, Irrwischen und dergleichen.

Wer bey Nacht viel gewandert ist, wird öfters blaues Feuer, lechzende Flam-

men, fliegende Drachen, Feuermänner u. s. w. gesehen haben. Hat er dabey aus Angst gebetet, und dem lieben Gott seine Seele empfohlen, so ist vielleicht das Uebel ärger geworden. Diese Dinge haben aber eine sehr natürliche Ursache, und sind nichts weniger als Gespenster. Es geschieht nämlich zuweilen, daß wäßerige Feuchtigkeiten sich mit schwefelichten Ausdünstungen, die aus der Erde kommen, vermengen. Das Wasser verhindert, daß die schwefelichten Dämpfe sich nicht auf einmal entzünden können, sondern sie verbrennen langsamer, und bewegen sich vom geringsten Winde. Sie fliehen, wenn man sie verfolgt, und folgen dem nach, der vor ihnen flieht. Denn wenn man auf den Irrwisch, oder Feuermann losgeht, so stoßt man die Luft beständig vor sich her, und der Irrwisch muß dieser Bewegung der Luft folgen; flieht man aber vor ihm, so läßt man hinter dem Rücken einen Luftleeren Raum. Die Luft erfüllt denselben wieder, und da — wie gesagt — der Irrwisch ihrer Bewegung zu folgen genöthiget wird, so folgt er dem nach, der vor ihm flieht. Daß die Feuermänner sich nähern, wenn man betet, das geht ebenfalls sehr natürlich zu, denn der ängstlich Betende zieht die Luft an sich. Hingegen sollen sie entfliehen, wenn man flucht. Dies geschieht unstreitig mit einiger Hastigkeit und dadurch stoßt man die Luft von sich, und also auch den Feuermann. Das Fluchen ist nun eben zur Sache ganz und gar nicht nöthig, sondern alles andere, was die Luft wegzutreiben fähig ist, kann die nämlichen Dienste thun. Die Feuermänner sollen manchmal die Wanderer in Moräste oder Sümpfe führen; — richtig, denn an morastigen Oertern, sumpfigen

Plätzen u. s. w. werden sie, wegen der daselbst häufig aufsteigenden Dünste, am meisten angetroffen.

Die lechzenden Flammen brennen auch nicht, sondern leuchten nur. Man sieht sie am Haupt und den Haaren derjenigen, die im Finstern gekämmt werden. Streicht man die Katzen bey Nacht, so sprützt eben diese Flamme weg. Das kommt von den Ausdünstungen aus dem menschlichen und thierischen Körper.

Brennende Kugeln oder Feuerballen, die man manchesmal vom Himmel fallen sieht, und auch schon wie der Blitz gezündet haben, sind ein Klumpe, der aus schwefelichten und andern dazu gekommenen Materien besteht, der, wenn das Feuer sich vertheilt, und von einander fährt, das Ansehen einer zersprengenden Bombe hat.

Wer diese und andere Lufterscheinungen für etwas Uebernatürliches hält, der forsche nur fleißig nach der Ursache, er wird aufhören sich zu fürchten, sobald er ins Klare sieht.

2. Vom Blut- und Schwefelregen.

Als ich noch ein kleiner Knabe war, sah ich bey meiner seligen Großmutter einen Kalender, in dem war ein Kupfer oder vielmehr Holzschnitt, worauf ein erschrecklicher Blutregen abgebildet war. Die Männerchen, Weiblein und Kinder knieten ängstlich auf der Erde und meynten, es werde der jüngste Tag kommen, auch war eine ganz gräßliche Beschreibung dabey. So oft es nachher regnete, fiel mir der Blutregen ein, und ich hatte Herzensangst, bis es vorüber war, weil ich immer fürchtete, es möchte der Blutregen kommen, und den Unter-

gang der Welt bedeuten. Hätt' ich damals schon gewußt, was ich jetzt weiß, woher er eigentlich entsteht, so würde ich mich auch nicht gefürchtet haben, und damit, wenn einmal plötzlich einer kommen sollte, ihr von dieser unnöthigen Furcht frey bleibt, will ich euch sagen, woher die Blut- und Schwefelregen kommen.

Wenn sich wässerichte Dünste von der Erde in die Höhe gezogen haben, in der Luft näher zusammenrücken und dicker werden, so fallen sie alsdann in Tropfen wieder herab. Daß dieses wahr sey, kann man daraus sehen, wenn man die flache Hand eine kurze Zeit über warmes Zugemüse hält, da setzen sich die wässerichten Dünste an, und wenn sie sich stark anhäufen, so fallen sie Tropfenweise herunter. Setzt nun zum Beyspiel ein Schlachtfeld, das Menschenblut in Strömen eingesogen hat, da werden die Dünste, die sich davon in die Höhe gezogen haben, wenn sie als Regentropfen wieder herabfallen, die Farbe des Bluts haben.

Noch eine andere und zwar öfters vorkommende Ursache kann der Blutregen haben, und das ist diese. Wenn die Schmetterlinge aus ihren Puppen hervorkommen, welches gemeiniglich zu Ende des Junius, oder zu Anfang des folgenden Monats bey warmer Witterung geschieht; so lassen sie einige Tropfen rothes Wasser fallen, welches dann Leute, bey denen das Eis des Aberglaubens noch nicht gebrochen ist, gemeiniglich für einen Blutregen und Vorboten eines nahen Krieges zu halten pflegen.

Auch vor dem Schwefelregen dürft ihr nicht erschrecken, denn im Grunde ist es nicht einmal Schwefel, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach sind es nur Stäubchen von den im May

blühenden Fichten und andern Bäumen. Man sieht diesen vermeynten Schwefel oft im Frühling auf Gewässern. Sie bedecken manchmal die ganze Fläche derselben, und sehen weißlicht aus, sind aber so klein, daß man sie weder mit bloßen Augen, noch mit einem gemeinen Vergrößerungsglas, das etwas sechs und dreyßigmal größer vorstellt, recht unterscheiden kann. Schwefel kann es darum nicht seyn, weil diese Stäubchen sich mit dem Wasser durch und durch bis auf den Grund eines Gefäßes durch Umrühren vermischen, aber doch von selbst wieder in die Höhe kommen und oben schwimmen, da hingegen der Schwefel, der fast noch einmal so schwer ist, als das Wasser, darinn untergeht, wenn er gleich zu Mehl gerieben wird, so bald er nur rings herum naß geworden ist. Man hat im Jahr 1718 dergleichen auf dem Regenwasser gefunden, auch gesehen, daß es sich in der Flamme entzünde. Man weiß aber auch, daß eben in diesem Jahr die Fichtenbäume stark geblüht haben, und wenn der Wind stark in die Fichten und Tannen stieß, so soll es nicht anders gewesen seyn, als ob die Bäume von der Menge des gelben Mehls geraucht hätten, welches der Wind in die Luft herum zerstäubte.

3. Die Todtenuhr.

Habt ihr, liebe Leser! nicht zuweilen in euren Häusern, besonders in der Wand, ein Picken, wie das Schlagen einer Taschenuhr gehört? — „Ja, das war die Todtenuhr!“ — Wirklich? Wenn ich euch aber nun sage, daß diese vermeynte Todtenuhr nichts anders, als ein Wurm sey? — Und so ist es. Wenn eine gewiße Art Holzwürmer mit ihren hervor-

ragenden Rüsseln, auf eine ihnen natürliche Weise, nach Art der sogenannten Baumbicker, gewiße Schläge oder Stöße wieder das Holz thun, so entsteht dadurch das Geräusch, das einer schlagenden Sackuhr gleicht. Nun sagt man gemeiniglich, wenn dies Picken gehört wird, es sterbe jemand im Hause. Ums Himmels willen! was hat das Nagen eines Insekts, wie der Holzwurm ist, für eine Verwandtschaft mit dem Leben und Tod eines Menschen? Gott hat uns aus weisen Absichten, wofür wir ihm nicht genug danken können, den Tag und die Stunde unsers Todes verborgen. Aber wir schwache Menschen ersinnen zu unserer eigenen Quaal ausserordentliche Zeichen, die uns die ungewiße Stunde unsers Todes verkündigen sollen. Wenn es dreymal an der Thüre klopft, wenn etwas im Hause fällt, wenn die Sterne schiessen, die Hunde heulen, die Raben schreyen und dergleichen, so sollen solche höchst natürliche und zufällige Dinge den Tod eines Menschen bedeuten. Denket nur ein wenig nach, ob eine Verbindung zwischen so etwas und dem Leben oder Tod eines Menschen seyn könne. Ihr werdet den Ungrund bald selbst einsehen, und diejenigen verachten, die durch Aberglauben euch das Leben schwer zu machen suchen.

4. Das Geräusch in den Gräbern.

Dieses ist wirklich etwas weit bedenklichers, als die sogenannte Todtenuhr. So wenig diese mit dem Leben oder Tod eines Menschen zu thun hat, so gewiß hat es hingegen das Geräusch in den Gräbern. Zwar bedeutet es nicht, wie gemeiniglich unwissende Leute glauben, daß eine Seuche in ein Land kommen,

oder wenn sie da ist, lange anhalten werde, und daß der Tod zunächst die Verwandten und Angehörigen desjenigen treffen werde, in dessen Grab es rauscht, sondern die Ursache davon ist ganz eine andere.

Es kann manchmal ein Mensch in einer so großen Schwachheit oder Unmacht liegen, daß man nicht anders glaubt, als er sey gestorben. Und so ist durch diesen Wahn schon mancher lebendig begraben worden, und macht alsdann, um etwa noch Rettung zu finden, ein solches Pochen und Rauschen im Grabe, das man besonders in Mitternächten, wenn alles sehr stille ist, auf Kirchhöfen und Gottesäckern vielfältig hören kann.

Ich will euch zu desto größerer Glaubwürdigkeit einige wahrhafte Geschichten dieser Art erzählen. In ein gewißes Dorf kam eines Abends ein Bettler, welcher in der Gegend wohl bekannt war, und blieb in der warmen Stube, die allein noch offen war, über Nacht. Morgens kamen die Kinder, starrten den hinter dem Ofen unbeweglich sitzenden Mann an, und liefen mit lautem Geschrey davon. Man legte den erfrornen Mann bey Seite, und begrub ihn gleich des Abends. Das war nun freylich sehr unvorsichtig. Hätten sie ihn mit Schnee oder kaltem Wasser gerieben, und andere Vorkehrungen getroffen, die ihr aus Freund Beckers „Noth und Hilfsbüchlein“ *) lernen werdet, so würde der Erfrorene wohl wieder zurecht gebracht worden seyn. — Kurz, der unglückliche Mann wurde

*) Auch das mit diesem Kunstbüchlein ausgegebene „Buch von den Hausmitteln“ wird euch darüber belehren.

begraben. Schon in der ersten Nacht aber hörte der Nachtwächter ein Klopfen in dem Grabe des Bettlers, und gab sogleich dem Schulzen des Orts davon Nachricht, der ihn aber ganz kahl abfertigte und laufen ließ. Nachdem der Nachtwächter zum zweytenmal die Stunde rief, hörte er das Klopfen wieder. Er gieng abermals zum Schulzen, der endlich seiner dringenden Vorstellung Gehör geben mußte. Aber statt gleich Anstalten zu treffen, zeigte der unfreundliche Mann es erst am folgenden Morgen dem Oberbeamten in der Stadt an. Als er wieder zurück kam, öffnete man das Grab, fand den Bettler todt, aber der hatte sich aus Verzweiflung das Fleisch am Arm abgebissen, wahrscheinlich um dadurch eine Ader zu öffnen, damit er sich verbluten möchte.

Ein berühmter Mann unter den Gelehrten, Namens Duns Scotus, ist auch, weil er in einer dem Tod ähnlichen Unmacht lag, und kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab, zu früh begraben worden. Man öffnete sein Grab, in welchem man ein Pochen gehört hatte, und fand seinen Hirnschädel ganz zerstossen.

Ein Kardinal, Namens Spinola, wurde auch für todt gehalten. Man öffnete seinen Körper; aber indem das geschah, erwachte er aus der betäubenden Unmacht, und schlug dem Barbierer das Messer aus der Hand. Weil aber die Lunge schon ausgeschnitten war, konnte man ihn nicht mehr beym Leben erhalten.

Hier habt ihr nun die Ursache vom Geräusch in den Gräbern, und zugleich eine Warnung, mit euren Todten nicht so geschwind zum Grabe zu eilen. Ihr müßt Acht geben, ob das Gesicht erst welk, bleyfarbig und fast saffran-

gelb ist, ob alle Glieder starr und unbeugsam sind, ob sich die Haut über die Augen gezogen hat, der Augapfel gebrochen ist, und besonders der Todtengeruch oder die Fäulniß sich einstellt. Das letztere ist das einzig sichere Zeichen, daß der Mensch todt sey. Dann erst könnt ihr mit ruhigem Gewissen den erblaßten Leichnam der friedlichen Mutter Erde übergeben.

5. Der Sternputzen.

Nach der Meynung des Aberglaubens wird allezeit bey der Geburt eines Menschen ein neuer Stern an den Himmel gesetzt, je nachdem er leuchtet, ist auch des Menschen Schicksal beschaffen. Er wird reich, wenn der Stern schön glänzt, aber arm, wenn er nicht glänzt. — Daß bey der Geburt eines jeden Menschen ein neuer Stern an den Himmel komme, ist nicht wahr, und man sieht aus dem, was das Leuchten oder Nichtleuchten der Sterne bedeuten soll, was für Leute diese Meynung ausgebrütet haben, nämlich solche, die in den oft zufälligen Reichthum alle Glückseligkeit setzen, und nicht — wie sie eigentlich sollten — in ein rechtschaffenes Herz, einen gebildeten Verstand, Zufriedenheit mit seiner Lage u. s. w.

Wenn ein Mensch sterbe, sagt man ferner, so falle sein Stern, und dies soll diejenige Begebenheit seyn, die wir gewöhnlich das Sternputzen nennen, allein das kommt ganz und gar nicht von den Sternen her, sondern wenn sich schwefelichte Dünste in der Luft entzünden. Sie sind eine gewisse Art von Blitz, und müssen nach der Seite schiessen, weil sie wegen der obern und dünnern Luft nicht in die Höhe, und wegen der untern, dickern Luft nicht herunter kommen können.

6. Todespropheten.

Ihr habt im vorhergehenden schon unterschiedliche Todespropheten kennen gelernt, aber das sind noch lange nicht alle; ich will euch noch mit mehrern bekannt machen, und zugleich ihren Ungrund zeigen.

Wenn die Eulen schreyen, so muß ein Mensch sterben. Ihr wißt doch, daß an Orten, wo Menschen krank liegen, viele faule Dünste entstehen, und die Luft verunreinigen, ferner daß es Thiere giebt, die von faulen Körpern sich nähren? Wenn sie nun von der Ferne her dergleichen wittern, so ist es natürlich, daß sie herbeyfliegen, und durch Schreyen ihre Gegenwart zu erkennen geben. Auf dies Geschrey können nun freylich Todesfälle erfolgen, aber wahrlich nicht deswegen, weil die Thiere da waren, sondern weil die Krankheit des Menschen den gefährlichsten Gipfel erstiegen hat, und die Natur nicht mehr aushalten vermag.

Wenn die Uhren schlagen, indem man läutet, so bedeutet es einen Todesfall. Man hört nämlich einen stärkern Schall, als gewöhnlich, und alles ungewöhnliche, auch das unbedeutendste, hat bey dem Aberglauben Bedeutung. Allein bey jeder Begräbniß wird mit mehrern Glocken geläutet, und da müßte es ja immer in der Familie wieder jemand kosten, das doch selten der Fall ist. Ueberhaupt, wie soll der Schall einer Glocke das Leben eines Menschen verkürzen und seinen Tod befördern können?

Wenn man einen Kranken kommunicirt, dann stirbt er bald. Dies ist ein Aberglaube, der unter dem Volk sehr im

Schwang geht. Unstreitig kommt es daher, weil man gewöhnlich den Geistlichen erst ruft, wenn der Tod schon auf der Zunge sitzt, und die Hoffnung zum Leben ganz verschwunden ist. Der Genuß des heiligen Abendmahls kann sich noch eine Weile verzögern, der Kranke wird indessen schwächer, und wenn er nun stirbt, so sieht man nicht auf die natürliche Ursache, nämlich daß sich seine Krankheit verschlimmert hat, sondern man hascht nach der unnatürlichsten, die Kommunion hat sein Ende beschleunigt, ohne daß man bedenkt, wie viele tausend Kranke nach genossenem Abendmal wieder gesund worden sind, und lange nachher noch gelebt haben.

In Wien kam vor einigen Jahren eine Frau in der Augustiner Kirche nahe bey einem marmornen Grabmal zu stehen. Zufälliger Weise brach es ein, und der Frau fiel ein Stück von der Sense einer Statue, die den Tod vorstellte, in die Kapuze am Mantel. Sie gieng nach Hause, und erzählte ihrem Mann sehr ängstlich, was ihr begegnet wäre. Dieser war so aberglaubisch und furchtsam, daß er vor lauter Einbildung krank wurde und sich nebst seiner Frau den Tod prophezeyhte. Er starb wirklich einige Tage darauf, und die Frau starb vor Schrecken, über seine, wie sie glaubte, erfüllte Prophezeihung, den Tag hernach, und wurde neben ihrem Mann begraben. Einfältige Leute glaubten dann, der oben erzählte Zufall sey Schuld an ihrem Tod gewesen, da er doch blos Folge von der albernen Furcht und ihrem Schrecken war.

Der Tod schickt nach der Meynung des Aberglaubens einen eigenen Vogel seiner Ankunft voraus, dieser heißt der **Todtenvogel**. Mit

dieser Kreatur ereignete sich im Jahr 1786 eine kurieuse Geschichte in der Stadt Anspach. Man sah nämlich auf dem Stern, oder der obersten Spitze des Thurms der dasigen St. Gumberts Stiftskirche einen Vogel, der, nach der Höhe des Thurms zu schliessen, von ziemlicher Größe zu seyn schien. Augenblicklich versammelte sich eine Menge Menschen um diesen Thurm, und staunte mit vielbedeutender Mine diesen Vogel an. Es brauchte nur wenige Minuten, um auf seinen beyden Flügeln Todtenköpfe — am andern Tag aber noch sieben dergleichen auf dessen Schwanz zu entdecken. Angstvoll sagte man sich ins Ohr: der Vogel habe aus dem Marktbrunnen getrunken, und Ströme von Feuer hineingespien, woran aber, wie ihr deutlich sehen sollt, kein wahres Wörtchen war. Fünf Tage lang machte man — wie bey Gellerts Mißgeburt

„An der die Ohren etwas größer waren,
„Als sie bey andern Kindern sind,

neue Zusätze. Man erklärte diesen die gräßlichste Furcht erregenden Gegenstand geradezu für den Todtenvogel. Endlich überzeugte ein Infanterieoffizier den Pöbel eines bessern, denn da der Vogel einmal sich wieder auf seinen vorigen Platz setzen wollte, — puff! schoß er ihn herunter, und da sah man dann, daß der Unglücksvogel mit neun Todtenköpfen, der Feuer gespien haben sollte, nichts — als ein gemeiner Sperber war.

Gut war es gewiß, daß der arme Sperber sogleich todt herab fiel; denn hätte er das Glück gehabt zu entrinnen, so würde der Aberglaube und seine Frau Schwester, die Dummheit, sicherlich noch weit schrecklichere Geschichten ausgebreitet haben.

Wenn dreyzehn Personen an einem Tisch sitzen, so stirbt eine davon. Sollte man wunderlicher und abentheuerlicher träumen können, als der Aberglaube wachend gedacht hat? Die Ursache, warum man der Zahl dreyzehn eine solche Mordsucht beylegt, soll in der Stelle des Evangeliums liegen, wo gesagt wird, daß Christus am Abend, da er das Osterlamm aß, mit zwölfen zu Tische gesessen sey. Also machte der Heiland und seine Jünger die Zahl dreyzehn aus, und einer von diesen dreyzehn, nämlich Judas Ischariot, stirbt bald hernach.

So witzig das Ding nun ausgedacht seyn mag, so ist doch ein arger Fehler dabey passirt, denn von diesen dreyzehn starb nicht nur Judas Ischariot, sondern auch Christus, also zwey. Es war aber nicht die unschuldige Zahl dreyzehn, sondern sein böses Herz, was den Judas zum Tode führte. — Wenn z. E. ein Vater eilf Kinder hat, und nebst seiner Frau mit ihnen zu Tisch sitzt, so sind es auch dreyzehn Personen, und es möchten der Fälle genug vorhanden seyn, daß sie zusammen lebend geblieben sind. Wenn in einer gewißen Zahl ein solcher fataler Umstand liegen könnte, so würde dadurch nicht nur der Wille des Menschen, sondern wohl gar Gott selbst, unter dessen Regierung alle Dinge in der Welt stehen, eingeschränkt werden. Keine Zahl, von allen möglichen, also auch nicht die Zahl dreyzehn, ist im Stande etwas Gutes oder Böses zu thun. Die Zahl dreyzehn ist zusammengesetzt aus zehn und drey. Jene hält man für eine vollkommene Zahl, und diese haben die Pythagoräer sogar für eine heilige angesehen. Nun kann doch ein Ganzes nicht schlechter seyn,

als seine einzelnen Theile, und was vollkommen, was wohl gar heilig ist, kann keine böse Vorbedeutung haben.

Es geschieht wohl zuweilen, daß unter dreyzehn Gästen einer gestorben ist. Nach Süßmilchs Berechnung *) stirbt in mittelmäßigen Städten, wie die meisten sind, in einem Jahr immer der sechs und zwanzigste, ohne daß man auf den Unterschied des Alters sieht. Alte Leute laden gemeiniglich auch Personen, die ihres Alters sind, zu sich zu Tische, und demnach ist es kein Wunder, wenn unter sechs und zwanzig Personen zwey, oder unter dreyzehn eine stirbt, besonders wenn man öfters Gastereyen anstellt, und sich durch unmäßiges Essen und Trinken das Leben selbst verkürzt.

Derjenige, der zuerst eine Gefährlichkeit in der Zahl dreyzehn für eben so viele an einer Tafel sitzende Personen fand, dachte gewiß weniger an diese Zahl selbst, als vielmehr daran, daß diese Zahl gewöhnlich größer ist, als sie etwa bey Mahlzeiten zu seyn pflegt. Nun aber finden sich unter einer beträchtlichen Anzahl von Gästen sowohl schwache als starke, sowohl mäßige als unmäßige, sowohl alte als junge Leute, kurz, verschiedene Leibesbeschaffenheiten, es sey nun von Natur, oder von Alter. Und es kann wohl nicht seyn, daß bey dieser Verschiedenheit von Leuten nicht einer oder der andere von der Zahl in einem Jahr sterben sollte.

Sitzen also, liebe Leser! je dreyzehn von euch an einer frohen geselligen Tafel, so laßt euch Wein und Braten und andere Gottesgaben nur

*) Göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts.

nur fein wohl schmecken, ohne an die Zahl dreyzehn zu denken. Bereitet euch täglich zu dem großen und ernsthaften Schritt in die Ewigkeit, der euch, wenn der Herr des Lebens und des Todes einmal befiehlt, eben so gut treffen kann, wenn ihr allein oder mit zwölfen zu Tische sitzet. Wer wohl gelebt hat, wen keine Vorwürfe des Gewissens peinigen, wer seine Pflichten zu erfüllen gestrebt hat, der wird zu jeder Stunde dem Tode ruhig die Hand reichen.

Ehe ein Mensch stirbt, meldet er sich bey seinen Verwandten, oder bey dem Todtengräber an. Dies ist ein Aberglaube, der noch lange in den Köpfen spucken wird, und der so leicht zu vertilgen wäre, wenn man nur ein wenig nachdenken wollte. So lange die Seele des Kranken im Körper ist, kann sie schlechterdings ausser demselben nicht wirken. Hat sie ihn aber verlassen, so ist sie, als ein geistiges Wesen, nicht fähig, zu poltern, zu klopfen, in Schaufeln zu rasseln u. s. w. denn dergleichen Verrichtungen sind ohne einen Körper nicht möglich. Wenn die Seele vom Körper geschieden ist, findet sie wahrscheinlich ganz andere Gegenstände für ihre Aufmerksamkeit, als auf Erden Spuck und Rumor zu machen.

Wenn es in einem Grabe schmatzt, so stirbt jemand aus der Familie des Begrabenen. Das Schmatzen in den Gräbern kommt sehr wahrscheinlich von nichts anders her, als von den Fleischfressenden Thieren, die sich darinn aufhalten, und die man von aussen hören kann. Wenn sich eines derselben den todten Körper so wohl schmecken läßt, daß es vor süßer Begierde schmatzt; so wüßt ich

wahrhaftig nicht, wie dieses auf das Leben oder den Tod eines Menschen wirken sollte.

Wenn die Eule an unserm Fenster schreyt, oder der Rabe über unserm Dache krächzt, so stirbt jemand von unserer Verwandtschaft. Ich habe schon oben dieses Aberglaubens erwähnt, finde aber nöthig, über das Eulengeschrey noch etwas beyzufügen. Die Eule ist von dem Schöpfer zum Nachtvogel bestimmt, und kündigt ihr Daseyn, wie alle übrige Nachtvögel, mit einem wilden und fürchterlichen Geschrey an, sucht die aus dem Schlaf auftaumelnden Vögel zu überfallen und hinterlistig zu erwürgen. Ihr Geschrey hat auch vielleicht noch eine andere Ursache, denn es kann, wie auf viele andere Thiere, die Veränderung des Wetters auf sie wirken. Wahrscheinlich hat der Aberglaube darum der Eule den traurigen Beruf angedichtet, den Tod der Menschen zu prophezeihen, theils weil ihr Geschrey so wild ist, anderntheils, weil sie sich einen traurigen Aufenthalt in dunkeln Höhlen, verfallenen Mauern und dergleichen wählt. Man könnte aber ebenfalls Beyspiele anführen, daß auf das Eulengeschrey gute Begebenheiten erfolgt sind, und folglich ist die Anwendung leicht zu machen, daß es nicht den Tod allein bedeute, wenn es je etwas bedeuten könnte.

7. Der Aberglaube vor und bey dem Begräbniß eines Menschen.

Man soll dem Sterbenden das Kopfküssen wegziehen. Dadurch glaubt man den Tod leichter zu machen, obwohl diese Vorkehrung gar leicht eine plötzliche Erstickung zuwegebringen kann.

Man muß die Fenster öffnen, damit die Seele hinaus kann. Die Seele als ein Wesen, das keinen Körper hat, bedarf des Fensteröffnens nicht; aber es kann von anderweitigem Nutzen seyn, nämlich den ungesunden Dünsten in der Krankenstube freyen Ausgang zu schaffen und freye Luft herein zu lassen.

Wenn jemand in einem Hause stirbt, so müssen Menschen und Vieh sogleich geweckt werden. Wenn dies nicht geschieht, den vernünftigen und unvernünftigen Kreaturen nicht gleich der Todesfall bekannt gemacht wird; so müssen sie auch sterben. Wenn man nicht gleich die Geräthschaften oder den Handwerkszeug des Verstorbenen in Bewegung setzt, so haben die Geschäfte nachher keinen guten Fortgang. Vor einiger Zeit starb zu Lippstadt ein Schmid in der Nacht. Die Frau ließ sogleich alle Hausgenossen wecken. Die Gesellen mußten auf den Ambos klopfen, den Blasebalg ziehen, die Werkzeuge durch einander werfen, und rufen: der Herr ist todt. Hierauf wurde jemand in die Viehställe geschickt, dieser mußte Kühe, Schaafe und Schweine aus dem Schlaf wecken, und ihnen gleichfalls zurufen: der Herr ist todt. Es ist schade, daß diese unhöflichen Thiere nicht gekommen sind, und in einer eigenen Visite ihr herzliches Beyleid bezeugt haben.

Wenn in Frankfurt am Mayn ein Weinhändler stirbt, so wird an allen Fässern geklopft, und gesprochen: der Herr ist todt! In manchen Gegenden lassen auch die Bauern, welche Bienen haben, diesen Thierchen den Tod ihres Herrn anzeigen. — Es bedarf wohl nur ganz geringes Nachdenken und einer sehr kleinen Erfahrung, um einzusehen,

daß dies ein Aberglaube von der elendesten Sorte sey.

Der Todte hat keine Ruhe im Grabe, wenn die Versprechungen, die er im Leben gethan hat, nicht erfüllt werden. Wenn der Mensch einmal gestorben ist, so hört alle Denk- und Erinnerungskraft auf. Kann er selbst also im Grabe, wo nur sein Körper, nicht aber seine Seele sich befindet, sich seiner Versprechen nicht mehr erinnern, so wüßt' ich wahrlich nicht, was ihm seine Ruhe stören sollte. Wahrscheinlich ist diese Sage von eigennützigen Leuten erdacht worden, denen ein Sterbender etwas versprochen hat. Damit sie es nun erhalten möchten, machten sie sich die Leichtglaubigkeit der Lebenden zu Nutze, die doch den Todten ihre Ruhe nicht wollten rauben lassen.

Manchsmal mag wohl auch einer mit dem Gedanken, der Verstorbene habe etwas versprochen, und könne nun, ehe es erfüllt sey, nicht ruhen, sich am Abend schlafen gelegt haben. Dieser Gedanke folterte ihn im Traume, er glaubte die verstorbene Person zu sehen, die ihn an ihr Versprechen erinnerte. Dies mag bey folgender wahren Geschichte vorgegangen seyn. Ein protestantischer Miller wohnte im Kirchsprengel eines katholischen Pfarrers. Bey einem Besuch, den der letztere bey dem Miller machte, versprach dessen ebenfalls protestantische Frau, ihm ein schönes Meßgewand zum Geschenk zu machen. Der Miller zog bald darauf von dem Ort weg, ohne daß seine Frau ihr Versprechen erfüllt hatte, und einige Monate darauf starb sie. Der Mann dachte nun wohl an das von der Verstorbenen gethanene Gelübde, hatte auch die Absicht, es zu

erfüllen; immer aber vergieng ein Tag nach dem andern, ohne daß er es that. Endlich erschien ihm, wie er sagte, des Nachts seine verstorbene Frau, und zupfte ihn einigemal am Finger. Sogleich erinnerte er sich an das Meßgewand, und — um seiner Frau in der Gruft Ruhe zu verschaffen — läßt er schnell eins verfertigen, lauft spornstreichs mit demselben zum Pfarrer, und bringts ihm zum Geschenk. — Die wahre Ursache dieser Erscheinung hab' ich schon oben angezeigt, und brauche sie nicht zu wiederholen.

Man soll dem Verstorbenen einen Rasen unter das Kinn legen. Wenn man durch den grünen Rasen, der auf den Leichnam des Verstorbenen gelegt wird, seine künftige Auferstehung andeuten wollte, so möchte dieser Gebrauch hingehen; allein man bedient sich seiner zu einer ganz andern Absicht. Man giebt nämlich vor, daß, wenn man den Verstorbenen den Daumen nicht aus der Hand thut, oder wenn man ihnen den Mund ganz frey lasse; so fiengen sie an, ihre Sterbekleider zu belecken, mit lautem Geräusch daran zu saugen, auch alles, was sie berührten, anzufressen, und vermöge einer sympathetischen Kraft würde die ganze Familie angesteckt. Durch den Rasen will man also verhindern, daß der Todte das Maul nicht soll aufthun können. — Dieser Aberglaube ist so abgeschmackt, daß er gar keine Widerlegung verdient.

Wer in einer Kirche begraben wird, ist dem Himmel näher. — Die Bibel sagt: Die Erde ist überall des Herrn und die darinnen sind; und das ist auch wahr. Wie oft geschieht es nicht, daß ein lasterhafter Reicher, weil er die Gebühr bezahlen kann, in die

Kirche begraben wird, und hingegen ein redlicher Armer sich jeden andern Platz, wo man für gut findet, ihn hinzulegen, muß gefallen lassen. Soll also jener, weil er seines Reichthums wegen Anspruch auf einen Platz in der Kirche machen kann, darum dem Himmel und der künftigen Seligkeit näher seyn, als einer, der vielleicht zehnmal besser gelebt hat? — Wie wiedersinnig! Eben darum sollte man an allen Orten, wo das Begraben in die Kirchen noch üblich ist, es abschaffen, weil es den Aberglauben begünstigt, den Hochmuth unterhält, das Gebäude selbst in Gefahr setzt, und — besonders an warmen Sommertagen — zu bösen Ausdünstungen Gelegenheit giebt, wodurch noch die Lebendigen vergiftet werden.

Wenn man einen Selbstmörder auf den gemeinen Gottesacker begräbt, so leiden in derselbigen Gegend die Feldfrüchten Schaden. Zur Zeit, als man den geweihten Boden eines Kirchhofs oder Gottesackers noch allgemein für ein Heiligthum ansah, den man durch keine verworfene Leiche wollte entheiligen lassen, indem man glaubte, Gott werde gleichsam zum Rächer des entweihten Bodens aufgerufen, und lasse an der Erde und ihren Gewächsen dafür Schaden entstehen; damals mag diese tolle Meynung aufgekommen seyn. Als wenn Gott, einem so erhabenen Wesen, daran gelegen seyn könnte, ob der Körper eines Unglücklichen hie oder da begraben liege. Die niedrigen Vorstellungen, die sich Menschen von dem Wesen der Gottheit machen, die Vorstellungen von einem immer zornigen Judengott — als wenn Zorn nicht Unvollkommenheit wäre, die in Gott gar nicht seyn kann — haben diesem Aberglauben in die

Welt geholfen. Und wahrlich dieser Aberglaube hat großen Schaden gethan, wovon ich euch ein paar Geschichten zur Probe erzählen will.

Friedlieb Schwach, ein Mann von etlich vierzig Jahren, erhenkte sich in einem Wald an einen Buchbaum. Der Strick ist eine birkene Weyde, die er in der frühen Dämmerung erst mühsam im Walde aufsuchen muß, bis er sie findet. Seine geschäftigen Hände, die von der Mitternachtstunde an noch ein Gebetbuch hielten, wanden nun mit Anbruch des Tages emsig eine Weyde, und machten sie beugsam und geschickt, den dürren Hals in einen engen Raum zu zwingen, und die Luftstraffe zu verstecken. Er kroch den Baum hinauf, zwölf Fuß hoch, machte seinen birkenen Strick an eine starken Ast und an seinem Halse fest, seufzte und — stürzte sich nieder. Sein Leben war sonst, nach dem Zeugniß aller seiner Mitbürger, gut, er übte keine Ungerechtigkeit aus, ob ihn gleich sein Temperament zur Habsucht neigte. Sein aus ungefähr zehntausend Gulden bestehendes Vermögen machte ihn gegen ferneren Gewinnst ziemlich gleichgiltig. Sein tiefsinniger Gang, der starre Stand seiner Augen, und seine Liebe zur Einsamkeit zeugten genugsam davon, daß die Melancholie über ihn mächtig geworden sey. Er taumelte lange in dem Irrlicht seiner Sinne herum, und glaubte seinen unglücklichen Zustand nicht besser zu enden, als wenn er sich das Leben nähme. Kaum erfuhren seine schreckliche Geschichte die Bewohner eines nah gelegenen Weilers und der Stadt, als sie sogleich Wache hielten, und Anstalten machten, dem Unglücklichen das Begräbniß auf dem Kirchhof zu verwehren. Zwar machte man ihnen nicht nur alsobald die weisen

Verordnungen ihrer Landesherrschaft bekannt, nach welchen er auf den gewöhnlichen Gottesacker sollte begraben werden, sondern man fügte diesen Verordnungen noch die bündigsten Vorstellungen bey, und unterließ nichts, den Aberglauben in seiner Blöße darzustellen. Allein umsonst, — die Gährung wurde immer gröfser, und obgleich eine benachbarte Bürgerschaft in völliger Rüstung aufmarschirte, um mit Gewalt zu bewerkstelligen, was Güte und vernünftige Vorstellungen nicht auszurichten vermochten; so mußte sie doch unverrichteter Dinge wieder abziehen, so, daß der Fürst genöthigt wurde, Husaren zu schicken, welche aber ihre Absicht auch nicht eher erreichen konnten, als bis sie die Säbel blitzen ließen. Man begrub also den unglücklichen Selbstmörder auf den Gottesacker, und hat nicht gehört, daß den Feldfrüchten Schaden zugegangen wäre.

Eine ähnliche Geschichte trug sich im Jahr 1776 zu Graiz im Vogtland zu, wo der jüngste Sohn eines Kaufmanns sich im hitzigen Fieber erhenkte, und wo über das ihm verweigerte Begräbniß ein förmlicher Aufruhr entstand.

Wenn die Menschen aufmerksamer wären, so würden sie leicht finden können, daß der Hagel, oder die Wasserfluten schon tausend Felder verwüstet haben, in deren Gegend vielleicht nie ein Selbstmörder auf den gemeinen Gottesacker ist begraben worden, und eben so würden sie im umgekehrten Fall finden, daß Felder den reichsten Segen viele Jahre lang getragen haben, wenn man gleich so menschlich war, dem Selbstmörder ein ehrliches Grab zu gönnen. Der Mensch steht und fällt seinem Herrn! diesem kommt es zu, über seine That zu richten,

und nicht uns. Er allein weiß es, in wie weit der Unglückliche Strafe oder Mitleid verdient. Das letzte ist für uns allezeit, nie aber voreilige Strafe zu erkennen, Pflicht.

8. Der Aberglaube bey Trauungen.

Es müssen nicht mehrere Paare zugleich, sondern jedes besonders getraut werden. Geschieht dieses nicht, so, sagt der Aberglaube, hat ein Paar wenigstens eine mißvergnügte Ehe.

Wenn man vor dem Altar steht oder kniet, so müssen Bräutigam und Braut so nah als möglich zusammenrücken. Dieses Zusammenrücken soll verhindern, daß etwa anwesende böse Leute nicht zwischen ihnen durchsehen, und Uneinigkeiten in der Ehe stiften können. — Es ist doch wahrlich kein vernünftiger Grund einzusehen, wie man daraus, daß mehrere Personen zusammen getraut werden, oder daß die Brautleute nicht ganz fest an einander bey der Copulation stehen, etwas Böses herleiten konnte. Gesetzt, daß das Volk so fest an die Kraft des sogenannten geistlichen Segens glaubt, so denk ich, müßte er ja eben so kräftig bey der Copulation seyn, wenn er mehrern zusammen ertheilt wird, als er bey andern Gelegenheiten seyn soll. Für die Nothwendigkeit des nähern Zusammenrückens aber wüßt ich nun gar nichts — selbst im Zeughaus des Aberglaubens — zu finden.

9. Aberglaube an besondere Tage.

Man muß am Montag kein Geschäft anfangen, auch kein Kind an diesem Tage zum erstenmal in die Schule

bringen. Der Abergläubische glaubt steif und fest, jede Unterhandlung, die man am Montag beginne, habe einen unglücklichen Ausgang. Wenn aber je ein Geschäft am Montag nicht rechten Fortgang haben will, lieben Leute, so ist daran nicht dieser Tag an sich schuldig, sondern — ohne abergläubisch zu seyn, können wir eine andere natürliche Ursache finden.

Daß öfters Leuten, die gewohnt sind, alle Geschäfte gerade mit einer neuen Woche anzufangen, etwas mißlingt, kommt daher, weil sie die gelegenste Zeit zur Arbeit haben verstreichen lassen. Kommt nun der Montag heran, so finden sich vielleicht Hindernisse, die Lust zur Arbeit vergeht, und so schiebt man alsdann die Schuld nicht — wie man eigentlich sollte — auf sich selbst und seine Trägheit, sondern auf den Montag, der doch gar nichts dazu thut. Vielleicht haben unsere Vorfahren durch diese Art von Sprüchwort uns die Lehre geben wollen, kein Geschäft, das uns zu vollbringen zukommt, aufzuschieben, sondern es plötzlich vor die Hand zu nehmen.

Gleiche Bewandtniß hat es damit, daß man ein Kind nicht am Montag zum erstenmal in die Schule bringen soll, denn nun soll es gleich eine Woche hindurch zwey ihm ganz ungewöhnliche Dinge thun: stille sitzen und lernen. Fängt es dagegen z. E. mit einem Freytag an, so kommt gleich der Sonnabend und dann der Sonntag. Nun sehnt es sich gegen den Montag gewiß schon wieder in die Schule, die ihm eben etwas neues geworden war, und die es nun schon wieder anderthalb Tage nicht gesehen hat. So wird der erste unangenehme Eindruck bey dem Kinde vermindert, und auch das ist ein Vortheil; und war wenigstens zu

der Zeit sehr wichtig, da man die Kunst noch nicht verstand, dem Schüler das Lernen zum Vergnügen zu machen.

Abergläubisches Allerley.

10.

Man muß keine Schaalen von gesottenen Eyern ganz lassen, denn wenn jemand, der das Fieber hat, daraus trinkt, so bekommt der, welcher die Eyer genossen hat, sein Fieber. Der beygefügte Grund ist einer der albernsten Aberglauben, denn den möcht ich sehen, der irgend eine Verwandtschaft zwischen Eyerschaalen und einem Fieber herausfinden kann; aber die Regel selbst ist allerdings sehr gut. Wenn die ganzen Eyerschaalen auf den Hof geworfen werden, so zerpicken sie die Hüner, und sonderlich die Hähne, wie jeder, der Hüner hat, täglich wahrnehmen kann. Haben die Hüner dies öfter gethan, so gewöhnen sie sich, auch ganze Eyer, die sie finden, oder selbst gelegt haben, zu zerpicken und zu fressen. Der Landwirth, der diese Beobachtung zuerst machte, fürchtete vielleicht, wenn er seinem Gesinde diesen Schaden begreiflich zu machen suchte, so möchte dasselbe doch saumselig seyn, und drohte daher mit dem Fieber, wenn man die ganzen Schaalen nicht zerbreche; und von Stund an zerschlugen sie selbige so klein, daß kein Huhn mehr daran pickte.

11.

Alle Hausmittel müßen stillschweigend und dreymal gebraucht werden. Geschieht es stillschweigend, so wird weder die Zeit durch unnützes Geschwätz verloren, noch wird man sonst gestört, und was dreymal

geschieht, wird doch wenigstens einmal recht geschehen.

12.

Es ist nicht gut, daß ein Messer auf dem Rücken liegt. Richtig! denn es könnte sich leicht jemand an der aufwärts gekehrten Schneide verletzen. Es ist also auf alle Fälle sicherer, man lege es auf die flache Seite.

13.

Es ist nicht gut, wenn man mit ausgestreckten Armen in der Thürschwelle steht. Freylich wär es besser, man stünde nicht so müßig; denn man könnte indessen etwas nützlichers verrichten.

14.

Es ist nicht gut, wenn ein Brod mit der Oberrinde auf dem Tisch liegt. Allerdings ist es sicherer, und liegt fester, wenn man es auf die flache Seite der Unterrinde legt.

15.

Es ist nicht gut, wenn ein Hase über den Weg läuft. Warum? — Weil es besser wäre, wenn er in der Schüssel läge.

16.

Es ist nicht gut, einer Henne die Eyer zum Ausbrüten in gerader Zahl unterzulegen, vielmehr soll man immer eine ungerade Zahl dazu nehmen, als 11, 13, 15, 17 u. s. w. Die guten Hausmütter thun das freylich aus Aberglauben, allein es läßt sich doch eine gründliche Ursache angeben, warum es nicht gut ist. Die Eyer liegen nämlich, vermöge ihrer länglichten Form in einer ungeraden Zahl weit dichter und bequemer beysammen, oder lassen sich besser in einander schichten, als in einer geraden Zahl.

Wie viel aber an der sichern, festen und bequemen Lage der Brüteyer gelegen sey, ist jedem Hauswirth bekannt.

17.

Wer den Blutfluß hat, lasse einen lebendigen Frosch in der Hand sterben, oder binde eine getrocknete Kröte unter die Achsel. Man kann dadurch vielleicht kurirt werden, aber blos darum, weil man vor diesen Thieren Abscheu hat. Dieser Abscheu macht, daß sich die Gefäße der Haut zusammen ziehen, und den Ausfluß des Bluts verhindern.

18.

Wenn Rosenblätter im Bach sich nicht trennen, so wird die Ehe zu Stand kommen. Wenn ein Liebhaber und eine Geliebte Rosenblätter in einen Bach werfen, und die Blätter sich ungetrennt begleiten, so prophezeihen sie sich einen glücklichen Ausgang ihres Romans. Allein wer sieht nicht mit halben Sinnen ein, daß es äusserst zufällig sey, ob zwey Rosenblätter auf der Fläche eines Wassers beysammen bleiben, oder von einander wegschwimmen. Aber so ist der Mensch! Um sein zweifelndes Herz zu beruhigen, nimmt er lieber zu den zufälligsten Dingen seine Zuflucht, als daß er den Ausgang einer Sache ruhig der Vorsehung Gottes überliesse.

19.

Der Hungerbach lauft, es kommt theure Zeit. In einer jeden Gegend giebt es gewisse Brunnenquellen, die nur selten Wasser haben. Fließen sie, so ist es eine Anzeige, daß es bald regne. Ein nasser Sommer aber ist beynahe allen Früchten der Erde schädlich,

daher ist die Bauernregel richtig, wenn anders nicht großer Fruchtvorrath im Lande ist: giebt es einen nassen Sommer, so folgt gerne das nächste Jahr eine Theurung.

20.

Garn, das von jüngern als siebenjährigen Mädchen gesponnen wird, ist von herrlicher Wirkung. Das daraus gewebte Tuch soll gut seyn für die Gichter, vor Hexerey bewahren, Soldaten, die es tragen, sollen in der Schlacht Schuß- und Stichfrey seyn. Wenn man beym Schiessen auf die Scheibe das Gewehr damit lade, so gewinne man allzeit das Beste. — Eine andere natürliche Ursache ist hiebey nicht einzusehen, als diese: Man legt dem frühen Garnspinnen junger Mädchen darum so viel Kraft bey, damit sie noch ganz frühe sich zur Arbeit gewöhnen möchten. Denn es ist ein wahres und durch Erfahrung bestätigtes Sprüchwort: „Jung gewohnt, alt gethan.“

21.

Ein Kind am Sonntag geboren, sieht Gespenster. Einige wollten Gespenster sehen, andere, die mehr Redlichkeit und weniger Aberglauben besaßen, sahen keine. Die Ursache wurde endlich ausfündig gemacht, daß nur Sonntagskinder Gespenster sehen können. Jetziger Zeit gehört schon mehr zu. Einige sagen, nur diejenigen können Gespenster sehen, die am neun und zwanzigsten Februar (welcher Tag nur alle vier Jahre einmal vorkommt) geboren werden. Künftig wird man wohl in der ersten Viertelstunde eines Jahrs — oder gar eines Jahrhunderts geboren seyn müssen, um diesen Vorzug zu besitzen. Kein Wunder

auch, denn die Anzahl der Gespenster nimmt jedes Jahr ab.

Mit den meisten Gespenster Geschichten mag es wohl ungefähr die Bewandtniß haben, als ich mich einer aus meiner Jugend erinnere. Einer meiner damaligen Schulkameraden, ein Knabe von 10 bis 11 Jahren, reisse zwölf Stunden weit von Hause. Er erzählte uns übrigen nach seiner Zurückkunft von der Reise, ohne eines Gespensts zu gedenken. Als aber einer aus unserm Zirkel ihn fragte: Hast du nichts von Gespenstern gesehen? da antwortete er schnell: nichts, als einen schwarzen Kopf, der aus der Erde hervorguckte. In reifern Jahren erinnerte ich mich dessen, und fragte: warum er damals so sehr gelogen habe? Ich hätte, erwiederte er, an kein Gespenst gedacht, wie ich denn auch natürlich keins gesehen habe, wenn ihr nicht durchaus hättet haben wollen, ich müßte nothwendig auf der Reise eines gesehen haben. Meiner Eitelkeit, auffallende Dinge zu erzählen, und eurem Aberglauben habt ihr die Lüge zu danken.

22.

Wenn eine Maus an einem Kleid nagt, so bedeutet es Unglück. Allerdings, denn das Kleid wird dadurch verdorben, und das ist für einen sparsamen Hausmann immer ein Unglück.

23.

Wer einen Diebsdaumen hat, ist glücklich. In verschiedenen Raritäten Kämmern findet man alte, in Gold und Silber gefaßte Daumen, welche vormals ohne Zweifel gewinnsüchtige Spieler bey sich getragen, und sich davon ein ganz besonderes Glück versprochen haben. Wirthsleute glauben, daß ein sol-

ches Glied viele Gäste herbeyziehe. Fuhrknechte lassen einen Diebsdaumen in ihre Peitsche einflechten, und schreiben ihm die Kraft zu, daß er den Wagen nicht sinken lasse.

Der Daumen ist der führnehmste und stärkste Finger der Hand. Fast alle Völker haben ihn hoch gehalten, und sich seiner zu Sinnbildern und Deutungen bedient. So war z. E. bey den Römern das Drücken des Daumens ein Sinnbild der Gewogenheit. Verschiedene Denkmäler des mittlern Zeitalters zeigen, daß der deutsche Adel den große Siegelring am Daumen getragen habe. Das nämliche thaten die Doktoren, und man sah den Daumen als ein Sinnbild der Treue und Redlichkeit an. Auch drückte man zuweilen in Urkunden den Daumen statt des Sigills auf. — Warum nun aber eben ein Diebsdaumen glücklich machen soll? — Von Dieben, die am Galgen hangen, kann man ihn leichter bekommen, als von Begrabenen, und das Galgengeräthe hat der Aberglaube allzeit für sehr wirksam erklärt. Wer das Seinige treu thut, fleißig arbeitet, folglich sich seinen Unterhalt reichlich erwirbt, der wird glücklich seyn, und braucht keinen Diebsdaumen, der ihm sicherlich nichts helfen wird.

24.

Diejenigen Kleider, die am Charfreytag in die Sonne gehängt werden, bekommen weder Motten noch Schaben. — Die Charwoche ist gemeiniglich im Monat Merz, in welchem eine heftige, durchdringende Luft weht, wodurch die Motten und Schaben aufgerieben werden können. Wer viel in der Merzenluft ist, oder auf dem Boden liegt, bekommt das Kopfweh, auch wird

das

das Regenwasser in diesem Monat nicht leicht faul.

25.

Wenn man Nachts zu Bette geht, und löscht das Licht so aus, daß es umgekehrt in den Leuchter eingesteckt wird; so kann niemand vom Schlaf erwachen, wofern in selbiger Nacht Diebe in das Haus kommen. — Mit dem Erwachen hats nun seine guten Wege; aber Lichter, so ausgelöscht, sind im Fall der Noth sehr schwer wieder anzuzünden.

26.

Wenn am Sylvesterstag die Maulwurfshügel abgetragen werden, so wirft der Maulwurf selbiges Jahr nicht mehr. — Richtig! denn der Sylvesterstag ist der letzte Tag im Jahr.

27.

Für den Biß eines wüthigen Hundes hilft nichts besser, als der St. Hubertusschlüssel. Diesen Schlüssel soll man glühend machen, und dem gebissenen Menschen die Wunde brennen. Wie aber das Reich des Aberglaubens nie mit sich selbst eins ist, so sagen einige: die wohlthätige Kraft dieses wunderbaren Schlüssels wirke nur auf das Vieh, und es sey Vermessenheit, ihn bey Menschen anzuwenden. Wir wissen aber nun besser, daß für den tollen Hundsbiß die Maywürmer Latwerge und noch mehr die Blätter und Wurzeln der Belladonna oder Wolfskirsche, (welche zuweilen von Kindern statt Heidelbeere gegessen worden ist, und sie getödtet hat,) ein zuverläßigers Mittel sind, als der vom Aberglauben für besonders gesegnet gehaltene Schlüssel des heiligen Hubertus.

C

28.

Wenn ein Komet erscheint, so bedeutet es Krieg, oder es stirbt ein grosser Fürst. Zu diesem Aberglauben ist man wahrscheinlich dadurch gekommen: die Kometen sind, wie ich nachher zeigen werde, nicht immer sichtbar. Fügte es sich nun ein, zwey, dreymal, zufälliger Weise, daß auf die Erscheinung eines Kometen Krieg erfolgte, oder irgend ein grosser Herr starb, (Fälle, die wohl ohne den Kometen passirt wären) so mußte dieser unschuldige Stern es prophezeiht haben. Allein wie geht das zu? Ein Komet wird gemeiniglich von einem grossen Theil des Erdbodens, von mehrern Ländern zugleich gesehen, und doch ist es nicht zu läugnen, daß, wenn in einem Land Krieg war, er nicht überall regierte, daß oft in einem Land ein Fürst stirbt, da hingegen in einem andern einer geboren wird. Es ist also ein augenscheinlicher Widerspruch, daß die Erscheinung eines Kometen allzeit Unglück bedeuten soll. Damit ihr diesen Aberglauben noch mehr einsehen lernt, will ich euch von Kometen noch mehr sagen.

Alle Sternkundige lehren einhellig, daß die Kometen beständige Weltkörper seyen, die zu unserm Sonnensystem eben so gut als andere Planeten gehören. Daß dies wahr sey und die Kometen nicht wie andere Lufterscheinungen plötzlich entstehen und wieder vergehen, wie z. E. Nebensonnen, Nebenmonden, Feuerkugeln, Regenbogen u. s. w. ist daraus deutlich abzunehmen, weil man es lange zuvor berechnen kann, wenn einer wieder erscheinen wird. Unter den seit dem Jahr 837 erschienenen Kometen sind drey und sechzig, deren Bahn man berechnet hat. So braucht

der	Komet	von	1684	. . .	50 Jahre
—	—	—	1682	. . .	75 —
—	—	—	1337	. . .	100 —
—	—	—	1661	. . .	120 —
—	—	—	1618	. . .	160 —
—	—	—	1677	. . .	200 —
—	—	—	1744	. . .	300 —
—	—	—	1665	. . .	400 —
—	—	—	1680	. . .	575 —

ehe sie ihren Lauf um die Sonne vollenden. Der letzte von diesen Kometen wird im Jahr 2254 wieder erscheinen, und er ist einer der größten, die man je gesehen hat, und der der Erde am nächsten gekommen ist.

Sie ziehen gemeiniglich einen langen Schweif hinter sich her, der vermuthlich durch die Ausdünstungen der Kometen entsteht. Er ist manchmal so dünne, daß man die Fixsterne durch ihn strahlen sehen kann. Allein der Schweif ist eben nicht durchaus nöthig, denn es sind auch schon Kometen ohne Schweif erschienen. Die Ursache, daß man die Kometen für Unglücksboten gehalten hat, kam wahrscheinlich daher, weil sie so selten erscheinen. Alles neue aber, alles nicht alltägliche, scheint dem Unwissenden wunderbar. Weil nun die Menschen sich so gerne ihr Leben selbst verbittern, und sich selbst zu quälen öfters die Ursachen vom Zaun abzubrechen pflegen, so vermuthen sie sogleich Unglück, bey der Erscheinung eines ungewöhnlichen Sterns, den sie nicht alle Tage sahen, da sie eben sowohl — wenn er ja etwas bedeuten sollte — sich gutes von ihm versprechen konnten, denn er ist schön und prächtig anzusehen.

Viele tausend Kometen wandeln wahrscheinlich um die Sonne herum, die wir gar nicht zu sehen bekommen. Es sind auch schon — wundert

euch nur nicht, wenn es etwa einmal wieder geschehen sollte — Kometen am hellen Tag erschienen, z. E. im Jahr 1572. In dem darauf folgenden Jahr wurde er kleiner, und im Jahr 1574 entzog er sich ganz. Manchmal kann man sie lange sehen, manchmal verschwinden sie bald wieder. Die längste Zeit, daß ihre Erscheinung dauert, ist sechs Monat. So hat man den von 1729 vom 31. Junii bis den 21. Jenner 1730 beobachtet. Wahrscheinlich sind sie zu höhern Absichten bestimmt, als die Bewohner unsers kleinen Erdkügelchens in Furcht und Schrecken zu setzen. Ob sie bewohnt sind, wissen wir zwar nicht gewiß, doch ist es kaum wahrscheinlich, daß der Schöpfer dergleichen große Körper unbevölkert sollte gelassen haben.

29.

Wenn ein Todter ausgegraben wird, so wird er in seiner Seligkeit gestört. Die Seele des Menschen und sein Körper wirken nur so lange auf einander, als sie ungetrennt beysammen sind. Werden sie einmal geschieden, so hört diese wechselseitige Einwirkung auf. Die Seele lebt fort, und der Körper, als ein von ihr nun ganz unabhängiges Ding, verweset. Es ist mir unbegreiflich, wie man auf den Aberglauben fallen konnte, daß, wenn der leblose zur Verwesung und Verstäubung bestimmte Körper ausgegraben werde, *) die Seele zugleich in ihrer Seligkeit gestört werden solle. Und doch hat dieser Aberglaube sehr traurige

*) Ohne Zuthun eines Menschen kann z. E. durch Wasserfluten ein Körper seinem Grabe entrissen werden. Wird auch dann sein Geist in der Seligkeit gestört? Es scheint, nach dem oben gegebenen Beyspiel, aber das Widersinnische liegt, dünkt mich, am Tage.

Wirkungen hervorgebracht, wovon ich ein paar der neuesten Beyspiele erzählen will.

Als die Michaeliskirche in Hamburg abbrannte, verlor eine Frau daselbst völlig ihren Verstand, weil ein paar ihrer verstorbenen Kinder dort begraben lagen, und sie fürchtete, die Seligkeit derselben möchte nun unterbrochen werden.

Gegen Ende des Jahrs 1783 kam eine Bauers Frau aus dem Dorfe Quetzin, unweit Kolberg in Pommern, bey dem Könige von Preussen mit einer Bittschrift ein, worinn sie um ihren Tod bat, weil sie keine Ruhe mehr auf Erden habe. Diese Frau hieß Malwitzen, (geborne Rasch) vierzig Jahre alt, und ungefähr seit zwanzig Jahren verheyrathet. Sie gebar sechs Kinder, viere davon starben plötzlich und schnell hintereinander an einer ansteckenden Krankheit. Dies versetzte dem Herzen und Verstand der Mutter einen gefährlichen Stoß. Sie war schon sonst, auch vor ihrer Verheyrathung, zuweilen melancholisch gewesen; in ihrem Ehestande war sie es auch, und vorzüglich während der Schwangerschaft. Sie pflegte in diesem Zustand drey Prediger ihrer Gegend zu ersuchen, für sie zu beten. Die verstorbenen Kinder beschäftigten nun immer ihre Einbildungskraft. Sie dachte stets an sie; was Wunder, daß sie sie endlich auch sah? — Sie liebte sie, hielt sie für fromm und gut, und sah sie also auch in weissen Kleidern erscheinen. So sah sie einst namentlich die älteste, am meisten von ihr geliebte Tochter, in weissem Gewande im Garten spazieren, und hörte sie singen: „Durch einen sanften Tod komm ich zur Ruh, u. s. w.“ Sie hielt solche Besuche und Erscheinungen für Trost und für unumstößliche Beweise der Seligkeit ihrer Kinder. Dennoch konnte sie sich nicht zufrieden geben; sie

war Tag und Nacht bey den Gräbern ihrer Kinder, kniete darauf, betete, sang, gieng um die Kirche herum, weinte, schrie u. s. w. Ein Vierteljahr nachher klagte sie — und unter andern auch dem Prediger ihres Dorfs — daß sie fürchtete, ihre Kinder seyen nicht selig. (Wahrscheinlich waren die weissen Erscheinungen eine Zeitlang ausgeblieben.) Bald darauf behauptete sie, daß ihre Kinder Höllenglut schwitzten; und setzte sie hinzu — ihre Kinder seyen nicht einmal mehr im Grabe. Um über diese letzte ihr so schreckliche Sache zur Gewißheit zu gelangen, verfiel sie darauf, selbst auf dem Kirchhof nachzugraben, sprach mit dem Prediger darüber, und unternahm es endlich, am hellen Tage, in Gesellschaft ihres Mannes und anderer. Eine Menge Volks lief hinzu, dies zog auch den Prediger hin, der die Sache schon geschehen fand. Der Körper der geliebtesten Tochter ward ausgegraben, der Sarg stand auf der Bahre, die unglückliche Mutter fand ein schwarzes Band an dem Leichnam, und rief aus: dies sey ein schwarzes Höllenband, womit die Tochter gebunden sey; worauf des Predigers Frau ihr ein rothes Band schickte. Die ganze Sache gab ihrer Schwärmerey neuen Schwung, indessen hatte der Augenschein sie doch etwas beruhigt. Bald aber dünkte es ihr, man wolle ihr ihr Kind wegstehlen; sie lief hin, grub, sah nach, verscharrte das Kind wieder, gieng nach Hause, und so dauerte das Hinlaufen und Ausgraben eine Weile fort.

Jetzt erwachte unglücklicherweise in ihrer Seele der bekannte und bis dahin bey ihr gleichsam eingeschlummerte Volksaberglaube: daß ein Todter, dessen Gebeine in seiner Ruhestätte gestört wären, auch im Genuß der Seligkeit dadurch gestört würde. Nun hielt sie sich für die ab-

scheulichste Kindermörderin, für die Mörderin des ewigen Glücks ihrer Kinder. Nun rief sie aus: ihre Kinder wären durch das Ausgraben aus der Herrlichkeit Gottes gestossen, wären ewig verdammt, und daran sey nur sie schuld. Nun erschienen ihr die Todten wieder, aber aus den friedfertigen weissen Gespensterchen wurden mit einemmal schwarze Unholde, die sie immer verfolgten, sich bald auf ihren Kopf, bald auf ihren Hals setzten, sie stießen u. s. w. Und in dieser bejammernswürdigen Lage blieb sie nun immer fort. Zwar hatte sie nur ein Kind ausgegraben, und hätte sich also wegen der andern beruhigen können; allein sie war sinnreich genug, sich selbst zu quälen. Dies eine Kind hatte sie mehr als viermal ausgegraben, und das berechnete sie so, daß auch alle übrigen von gleichem Fluch getroffen wären. Auszureden war ihr dies nicht, die schwarze Farbe der eingebildeten Erscheinung bestätigte es zu sehr. Zwey Jahre lang litt die Unglückliche diesen Schmerz eigener Vorwürfe und eingebildeter körperlicher Peinigung. Ihr Mann, ein Muster von Geduld, konnte es endlich nicht mehr aushalten, und entschloß sich, davon zu gehen. Dies und der Gedanke an ihre zwey dann völlig unversorgten Söhne machte ihr das Leben zuwider; sie gieng nach Potsdam, um dem König die oben angeführte Bittschrift zu übergeben.

Sie gestand, daß sie von den Quaalen der schwarzen Gespenster frey sey, seitdem sie aus ihrem Dorf entfernt gewesen sey. Das nämliche habe sich auch schon bey andern kleinen Reisen zugetragen. Natürlich mußte jeder Winkel im Hause sie lebhaft an ihren Verlust erinnern, und ihre Phantasie beflügeln. Darum wollte sie auch durchaus nicht wieder nach Hause. Sie glaubte

doch einiger Quaal los zu seyn, obgleich sie noch immer das traurige Gefühl mit sich herum trägt, ihre Kinder auf ewig unglücklich gemacht zu haben. Jetzt befindet sie sich im Arbeitshaus.

Merkwürdig ist es, daß sie angab: das Ausgraben der Verstorbenen sey im Pommerschen sehr gewöhnlich; und sie bat aufs rührendste, daß man doch dies verbieten möge, damit nicht so viele Menschen unschuldigerweise verdammt werden möchten. — Hoffentlich wird meine Leser dies traurige Beyspiel auffodern, sowohl das Ausgraben der Verstorbenen — wenn es etwa hie und da Mode seyn sollte — zu unterlassen, als auch aufs neue den Vorsatz zu fassen, den schändlichen Aberglauben, der Leib und Seele zu zerrütten fähig ist, wie eine Schlange zu fliehen.

30. Etwas vom Alp.

Das Alpdrücken wird Hexen und Gespenstern zugeschrieben, aber die Ursache desselben ist ganz natürlich. Wer zu dickes Geblüt hat, zu Krämpfen und Blähungen geneigt ist, besonders aber, wer sich den Magen zu stark mit Speisen überladen hat, ehe er zu Bette gegangen ist, und dann wohl auch auf dem Rücken liegt, der spürt hauptsächlich dieses Drücken. Der aufgeblähte Magen drückt das Zwerchfell, und hindert dessen Heruntersteigen, folglich die Erweiterung der Brust und das Athemholen. Man hat dabey eine große Angst und Beklemmung, ist nicht fähig um Hilfe zu rufen, und bey manchen ist dann noch die Einbildungskraft sehr beschäftigt, daß sie glauben, es liege etwas auf ihnen.

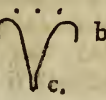
Wer bey Nacht wenig speißt, und sich gewöhnt, auf der rechten Seite zu schlafen, damit die Bewegung des Herzens und der Lunge nicht gehindert wird, kann wohl von diesem Uebel frey bleiben.

31. Ob die Scharfrichter manchmal beym Hinrichten drey Köpfe sehen.

Es ist ein sehr gemeiner Aberglaube, wenn eine Hinrichtung übel ablauft, daß man sagt, der Scharfrichter habe drey Köpfe gesehen. Man schreibt dieses Kunststück entweder dem Teufel selbst, seinen Abgesandten, den Hexen und Zauberern, oder einem übelgesinnten Kameraden desjenigen, der die Exekution verrichten soll, zu. Man sollte aber weder den Teufel, Hexen oder Zauberer bemühen, noch viel weniger den unschuldigen Kameraden im Verdacht haben, sondern lediglich die Schuld auf das Schwert des Scharfrichters, und seine eigene, rege, von Furchtsamkeit geleitete Phantasie schieben. Diese Schwerter sind gemeiniglich ziemlich breit, und von spiegelblankem Metall. Ehe der Hieb geschieht, hält es der Scharfrichter nahe an des Missethäters Hals, wiegt es hin und her, um den rechten Ort zu treffen. Wenn nun die Sonne auf diese ohnehin glänzende Fläche strahlt, ist es ein Wunder, wenn der Kopf des armen Sünders sich darinn spiegelt, und wenn dann der furchtsame Scharfrichter, der dergleichen Geschichten öfters gehört hat, in der That mehrere Köpfe zu sehen glaubt?

32. Die Wünschelruthe.

Ehmals trieb man viel Aberglauben mit der Wünschelruthe, und treibt es wahrscheinlich noch heut zu Tage. Eine Berg- oder Wünschelruthe ist aber eine gabelförmige Staude, die so aussehen soll.



Eine Haselstaude, in der Johannisnacht, zwischen eilf und zwölf Uhr unter einer gewissen Segenssprechung abgeschnitten, soll die beste und tauglichste seyn. Auch kann man sie von Metall machen. Durch diese Wünschelruthe glaubt man Erzgänge, Wasserquellen, Marksteine, verirrtes Vieh, Mörder und Diebe, unbekannte Wege und Stege zu entdecken. Man will dadurch ferner erfahren, ob jemand gesund oder krank, lebendig oder todt sey, ob eine Frau sich schwanger befinde, einen Sohn oder eine Tochter trage. Man bildet sich ein, durch die Wünschelruthe die Wahrheit oder Unwahrheit einer Geschichte zu entdecken, Feinde auszukundschaften, im Meer versunkene Waaren zu finden und dergleichen mehr.

Der Ruthengänger faßt die Wünschelruthe, so wie sie oben abgebildet ist, mit beyden Händen bey a und b, so, daß die beyden Daumen der Hände oben heraus zu stehen kommen, und das zusammengewachsene Ende c oben steht, und geht damit umher. Sobald man nun an einen Ort kommt, wo dasjenige liegt, was man sucht, so soll sich die Ruthe von selbst in der Hand des Ruthengängers drehen, und die Spitze c sich nach unten zu wenden.

Daß die Sache bloßer Betrug sey, ist wohl ohne großes Nachdenken zu begreifen. Denn es kommt blos darauf an, daß der Ruthengänger seine Wünschelruthe fest halte, oder nicht, daß er ihr eine oder keine Bewegung gebe. Wenn man nun noch dazu nimmt, wie sehr die Vertheidiger der Wünschelruthe sich widersprechen, in Absicht des Tages oder der Nacht, wenn sie abgebrochen oder geschnitten werden muß, in Absicht der Personen, welche Wünschelruthenträger seyn können, oder nicht; so wird der Aberglaube noch sichtbarer.

Beym Abschneiden oder Brechen dieser geheimnißvollen Ruthe, sagt man, müße folgendes Gebet gesprochen werden: „Gott grüße dich, du edles Reis! Mit Gott dem Vater such ich dich, mit Gott dem Sohn find ich dich, mit Gottes des heiligen Geistes Macht brech ich dich. Ich beschwöre dich Ruthe und Sommerlatte bey der Kraft des Allerhöchsten, daß du mir wollest zeigen, was ich gebiete, und solches so gewiß und klar, als Maria, die Mutter Gottes, eine reine Jungfrau war, da sie unsern Herrn Jesum gebar, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!

Ist das nicht die abscheulichste Entheiligung des Namens Gottes, vor dem alle Kniee sich mit Ehrfurcht niederbeugen sollen?

Das Bewegen oder Nichtbewegen der Ruthe hängt allein von den Muskeln der Arme und Hände desjenigen ab, der sie trägt. Das Nachlassen derselben geschieht aber so allmählig, daß man es gar nicht merkt, sondern man bildet sich ein, immer gleichstark, und niemals schwächer zu halten. Folglich ist die Sache Selbstbetrug, gesetzt auch, daß man von keinem andern hintergangen worden ist.

33. Die Amulete.

Amulet nennt man ein Mittel wider eine Krankheit, das man an den Leib, besonders an den Hals hängt. Einige Dinge, z. E. Campfer, Baldrianwurz, u. s. w. können, als starkriechende Dinge, allerdings zuweilen mit Nutzen gebraucht werden. Das Tragen der Kröten unter der Achsel, die man in Tüchlein einwickelt, und das Goldanhängen in Ausschlagfiebern der Kinder hat blos die Einfalt und den Aberglauben zum Grund. Was nicht ausdünstet, von dem

kann sich auch nichts in die Feuchtigkeiten des menschlichen Körpers hineinziehen, folglich auch keine Veränderung oder Wirkung in demselben hervorbringen. Zettel, worauf biblische Sprüche geschrieben sind, Heiligenbildchen und dergleichen nützen gar nichts, aus dem angeführten Grund. Jene Sprüche sind uns Menschen zur Belehrung und Erbauung geschrieben, für Krankheiten des Leibes aber bringt uns die Natur reichlich Mittel herfür. Was beschmutzte Heiligenbilder — oft entsetzlich verzerrte Fratzengesichter — oder ein Stückchen geweihter Flanell helfen sollten, wird für einen Menschen von Verstand immer ein Räthsel seyn. Dieser aber weiß, daß weder der Flanell, noch das Salzwasser, dergleichen übernatürliche Kräfte hat, und eben so wenig die lateinischen Formeln des Priesters, der das Wasser segnet. Das Ding war wohl nur erdacht, damit die geistlichen Herren etwas zu handeln hätten, und daß das Volk glauben sollte, sie hätten Macht über die Geister- und Körperwelt, welches aber nicht wahr, sondern eine Erfindung unwissender Zeiten ist.

34. Ob die Milch das dienlichste Mittel sey, den Blitz zu löschen.

Wahrscheinlich hat einmal ein bestürztes Bauerweib, in deren Haus der Blitz einschlug, kein anderes Löschmittel, als Milch, zur Hand gehabt. Es that etwa gute Dienste, und so mag der Aberglaube entstanden seyn, daß der Blitz mit Milch gelöscht werden müsse. Es kann aber diese falsche Meynung großen Schaden bringen, wie es denn wirklich schon geschehen ist. Ein Abergläubiger, dem der Blitz eingeschlagen, auf dem Dach gezündet hatte, lief in seiner ganzen Nachbarschaft nach Milch umher, und ließ in-

deß der Flamme Zeit, um sich zu greifen, da es ihm doch in seinem Haus nicht an Wasser fehlte, womit er das Feuer ganz gut beym ersten Anfang hätte löschen können. In dem Büchlein von den Hausmitteln, No. 8, 26 u. s. w. hab ich andere Dinge, ein Feuer schnell zu löschen, angegeben, die auf alle Fälle wirksamer, als Milch, seyn werden, welche man doch nicht immer in grosser Quantität bey der Hand haben kann.

35. Der Froschregen.

Wenn nach einem starken Regen oder Donnerwetter — wie man erzählt — Frösche aus der Luft gefallen sind, so staunt der Abergläubige diese Begebenheit als ein ungeheures Wunder an. Nichts ist aber gewißer, als daß diese Frösche durch heftige Sturm- und Wirbelwinde von Anhöhen mit in die Luft gehoben, und darinn eine große Strecke fortgerissen werden, bis sie endlich bey dem sich legenden Sturmwinde mit dem Regen wieder auf die Erde fallen.

36. Der Aschenregen.

Die Vulkane oder große feuerspeyende Berge werfen oft eine unbeschreibliche Menge Staub oder verkalchte Erde aus, die hernach vom Wind viele Meilen weit geführt wird. So fiel im Jahr 1767 in Neapel bey dem Toben des Vesuvs ein solches schwärzlichtes Pulver. Ein solcher Staub kann nun in Gegenden geführt werden, wo man das Wüthen eines Vulkans gar nicht mehr merkt, und daher sieht es alsdann der Aberglaube für etwas ganz anders an.

Ein vornehmer Herr reiste einst mit einem zahlreichen Gefolge über das Appenninische Gebirg. *) Als sie die höchste Spitze desselben erreicht hatten,

*) Das Appenninische Gebirg geht der Länge nach durch das Königreich Neapel in Unter-Italien.

nahm ihnen allen der Sturmwind die Hüte. Hat der Sturm sie in Gegenden geführt, wo Aberglaube herrscht, so ist sicherlich die Sage gegangen, es habe Hüte geregnet.

37. Das Wahrsagen aus der Kaffeetasse.

Man trägt einer Wahrsagerinn eine Frage vor, z. E. wer einen silbernen Löffel gestohlen habe, ob man Kinder bekomme, ob der oder jener bald heyrathen werde, und was dergleichen Fragen mehr sind. Es muß Kaffee gekocht werden, um diese wichtigen Räthsel aufzulösen. Hat die Wahrsagerin davon getrunken, und ist der Geist der Prophezeihung erwacht, so schüttet sie das Oberschälchen ungefähr halb voll dicken Kaffee, und schwingt dasselbe dreymal in der Runde herum, damit der Kaffesatz sich überall ansetze. Manche hauchen auch dreymal in die Tasse, damit der weissagende Odem die Theilchen des Kaffeesatzes in bedeutende Figuren zusammensetze. Ist dies geschehen, so setzt sie die Tasse verkehrt auf den Tisch, damit der Kaffee ablaufe. Sie rückt alsdann die Tasse noch zweymal fort, damit zu drey verschiedenenmalen der nichtsbedeutende Kaffee herauslaufe, und die wahrsagenden Theile allein in der Tasse hängen bleiben. Endlich nimmt sie die Tasse in die Höhe, und sieht hinein. Die fragenden Personen stehen indeß vor diesem Orackel, und schweben zwischen Furcht und Hoffnung. Nun verändern sich die Gesichtszüge, und die Wahrsagerin spricht in einem hohen Ton, z. E. der Dieb, der den Löffel gestohlen, hat schwarze Haare. Gleich fallen die Neugierige ein: jetzt ists klar, wir habens gedacht, daß N.N. der Dieb sey, denn er hat schwarze Haare. Die Weissagerin bekommt ihren Lohn, geht ihrer Wege, und läßt die Betrogenen stehen.

Wie geht das nun zu? — Antwort: Durch Betrug. — Gemeiniglich sind die fragenden Partheyen nicht sehr zum Stillschweigen geneigt, und entdecken der Wahrsagerin alle ihre Muthmassungen. Die Antworten richtet sie sodann so allgemein ein, daß sie auf hunderterley Weise ausgelegt werden können. Legt man aber so einem Weib eine Frage vor, und redet weiter kein Wort, weder vor noch nachher, so wird man sie bald zu Schanden machen, und ihre Betrügerey entdecken können.

Nun ist es nicht der einzige Schade, daß man durch solche Albernheiten um sein Geld geschnellt wird, es geschieht den naseweisen Leuten, die so gern in die Zukunft sehen wollen, recht, aber es stiftet noch weit größeres Unheil. Es können unschuldige Personen in Verdacht kommen, es kann Mißtrauen unter Verwandten, Eifersucht unter Eheleuten, Furcht bey leichtglaubigen Leuten, Zank und Uneinigkeit in einem Hauswesen und zwischen einer Nachbarschaft entstehen.

Weislich hat uns Gott die Zukunft in ein heiliges Dunkel verborgen, und es ist strafbarer Vorwitz, hinein sehen zu wollen. Er, der uns so tief in seine Haushaltung, oft bis in die geheimsten Werkstätte der Natur blicken läßt, damit wir seine Allmacht und Größe desto mehr bewundern und verehren können, hätte uns gar leicht die Aussicht in die Zukunft auch öffnen können, wenn er es seiner Weisheit gemäß gefunden hätte. Unter dem jüdischen Volk duldete Gott keine Wahrsager, und in der Christenheit, die um so vieles aufgeklärter seyn soll, wimmelt es leider davon.

38. Das Bleygiessen in der Christnacht.

Zu keiner Zeit werden mehr abergläubische Thorheiten getrieben, als um Weihnachten. In

der Stunde, in welcher Christus geboren seyn soll, beschwört man den Teufel, daß er Geld bringen soll, man gräbt Schätze, man gießt Bley, um sein künftiges Ehestandsglück zu erfahren, man höhlt zwölf Zwiebel aus, und streut Salz in die Höhlung, um die Witterung des künftigen Jahrs zu errathen, und was dergleichen Unsinn mehr ist.

In der Andreasnacht oder Christnacht wird von mannsüchtigen Dirnen Bley flüßig gemacht, in Wasser gegossen, und die zufällig entstandenen Figuren sollen anzeigen, was die Dirne für einen Mann bekomme. Wie das Bley zu dieser prophetischen Gabe gekommen ist, oder wann es geschehen sey, kann man nicht sagen, daß es aber ganz natürlich zugeht, daß das Bley im Wasser allerley Figuren bekommt, ist gewiß. Man könnte aber gleich, wenn man nur aufmerksam seyn wollte, sehen, daß die vermeynte Bedeutung der Bleyfiguren nichts sey, denn man giesse von dem nämlichen Bley nur in zweyerley Töpfe mit Wasser, so wird sich zeigen, daß in jedem die Figuren anders ausfallen, da sie doch nothwendig einerley seyn müßten, wenn sie etwas bedeuten sollten. Die liebe Einbildungskraft thut hier das meiste, und jedes Mädchen legt die Figuren so aus, wie sie sich etwa zu ihrer Lage passen. Es ist jungen Mädchen, statt das Bleygiessen zu versuchen, das ohnehin nur abergläubische Thorheit ist, zu rathen, daß sie still und eingezogen leben, sich der Häuslichkeit, Arbeitsamkeit und Gottesfurcht befleißigen, so wird sich das andere schon geben, denn:

In und aussen blank und rein,
Fleißig, fromm und sittsam seyn,
Locket wackre Freyer.

39. Man

39. Wenn ein Haase über den Weg läuft, bedeutet es Unglück.

Der Haase ist ein furchtsames Thier. Wenn er nur einen Menschen, oder einen Hund von ferne wittert, so bebt jedes Härchen an seinem Leibe, denn er fürchtet ein Unglück. Darum hat ihm auch der Aberglaube das Unglück zum unzertrennlichen Gefährten gegeben, weil dem Aberglauben alles etwas bedeuten muß.

40. Wenn der Wolf einen Menschen sieht, ehe dieser ihn erblickt, so wird der Mensch plötzlich heiser.

Es ist ein sehr bekanntes Reimlein:

Wenn man den Wolf nennt,
So kommt er gerennt.

Dies sagt man gemeiniglich, wenn von jemand in Gesellschaft gesprochen wird, und der Gegenstand des Gesprächs unvermuthet dazu kommt. Die Furcht macht den Redenden stocken und in diesem Schrecken ist unfehlbar der Ursprung des Aberglaubens zu suchen, daß ein Wolf einen Menschen heiser machen könne.

41. In den Zwölfen soll kein Viehstall ausgemistet werden.

Unter den Zwölfen versteht man die zwölf Tage und Nächte, die sich mit dem ersten Christtag anfangen. Diese zwölf Tage sind bey dem Aberglauben in großem Ansehen. Ob nun gleich viel abentheuerliches davon erzählt wird, so kann doch die angeführte Regel eine natürliche Ursache haben. Das Gesinde, welches in den letzten Tagen des Jahrs seinen Dienst verläßt, arbeitet nicht mehr gerne und der Hausvater sieht es ihm nach. Das neu angekommene läßt sich auch nicht gleich zu schwerer Arbeit anstrengen, und daher verfließen

die zwölf Nächte ohne Reinigung der Ställe, welches dem Viehe schädlich ist. Also nicht das Reinigen an sich, sondern das schlechte und nachläßige Reinigen der Viehställe in den Zwölfen ist schädlich.

42. Vom Mistfahren in der Charwoche.

So viele Lasten Mist in der Charwoche ausgefahren werden, so viel sagt der Aberglaube, wird man in dem nämlichen Jahr aus dem selbigen Ort Leichen zu Grabe tragen. — Welche eine sonderbare Art zu schließen, vom Wagen Mist auf die Todtenbahre eines Menschen! — Vielleicht wollte durch dieses ein guter Kopf die Lehre geben, daß man den Mist die Woche vorher ausfahren soll, um alsdann in der Charwoche Lein- und andern frühen Getreidsaamen ausstreuen zu können, zumal da man in den nächstfolgenden Feyertagen dazu nicht Zeit gewinnt und auch der Dünger nicht untergeackert werden kann, folglich durch die zu dieser Zeit trockenen Winde ausgezehrt wird.

43. Mit einem Bettlerstabe ist das Rindviehe am ersten zahm zu machen.

Warum denn eben mit einem Bettlerstabe? Es wird so gut mit jedem andern Stabe geschehen können. Die Kuh wird sich zur Zeit des Melkens allzeit unfehlbar der empfangenen Schläge erinnern und von der Furcht geleitet, allen nur möglichen Gehorsam leisten, ohne zu wissen, ob sie mit einem Bettlers- oder Edelmannsstabe geschlagen worden sey. Es muß dies aber nicht immer nur zur Zeit des Melkens geschehen, denn sonst wird sie immer unruhiger gemacht werden und stets aus Furcht das Melken vermeiden. Vielleicht soll diese Regel den Stallmägden auch die Größe

des Instruments bestimmen, mit dem sie das Vieh schlagen dürfen, damit sie nicht, wie es oft geschieht, die Milchgefässe, oder andere dergleichen Dinge gebrauchen.

44. Wenn man Warzen hat, so berühre man damit die Hand eines Todten, dann werden sie vergehen.

Wie der Blutfluß zu stillen ist, wenn man einen lebendigen Frosch in der Hand sterben läßt, (Nro. 17.) so geschieht es auch, daß die Warzen vergehen, wenn man die Hand des Todten berührt. Denn nicht der Todte selbst bewirkt dieses, sondern der Eckel, den man bey dessen Berührung empfindet. Die Gefässe der Haut ziehen sich zusammen und es werden allerley Veränderungen in einem Menschen bewirkt.

45. Wer viel Geld hat, lege Kreide dazu, so können böse Leute nichts davon holen.

Das will auf deutsch nichts anders sagen, als: wenn du Geld empfängst, so schreibe die Summe hübsch auf, sonst — besonders wenn es nicht allzuwohl verschlossen ist, kann es dir im Nachrechnen fehlen. Es thuts aber eben sowohl, wenn man mit Dinte oder Bleystift schreibt, als mit Kreide.

46. Der Aberglaube bey der Taufe.

Wenn ein Kind bey der Taufe schreyt, so sagt der Aberglaube wird es nicht alt. — Gewöhnlicher Weise schreyt ein Kind nicht anders, als wenn ihm etwas fehlt. Es kann also sein Uebelbefinden leicht überhand nehmen und sein Tod erfolgen, aber daran ist seine schwache körperliche Beschaffenheit, und nicht die Taufe Schuld.

So soll auch ein Kind sterben, wenn es bey der Taufe nicht den Segen bekommen hat.

Was dieser Aberglaube für Schaden anrichten kann, davon will ich ein Beyspiel erzählen. Noch nicht gar lange geschah es, daß ein reformirter Handwerksmann eine lutherische Frau heyrathete und mit ihr einen Sohn zeugte. Nach Gebrauch des Landes, in dem diese Geschichte vorfiel, wurde das Kind von dem reformirten Prediger und zwar in der Kirche getauft. Weil es nun an diesem Ort nicht bey den Reformirten üblich ist, daß der Täufling nach der Taufe den Segen bekommt, so wurde dieser bey den Lutheranern herrschende Gebrauch auch nicht vollzogen. Darüber wurde der Vater, der vielleicht noch nie mit Aufmerksamkeit der Taufe eines reformirten Kindes beygewohnt hatte, und es nicht wußte, daß das Einsegnen bey den Reformirten nicht gewöhnlich sey, entrüstet und sagte, als er nach Hause kam, zu seiner Frau: sie sollte nicht erschrecken: Ihr Kind wäre zwar getauft, aber das wichtigste, der Segen, sey dabey vergessen worden. Die Wöchnerinn konnte sich bey dieser Nachricht kaum zufrieden geben, wurde über das traurige Schicksal des nach ihrer Meynung unglücklichen Kindes heftig betrübt und von einer unvernünftigen Hebamme in ihrem abergläubischen Wahn bestärkt, auf den Prediger äusserst unwillig. Dieser, ein aufgeklärter Mann, gieng darauf zu ihr, hatte aber große Mühe, ihr den Aberglauben zu benehmen und sie zu beruhigen.

Wenn nun diese heftige Gemüthsbewegung der Kindbetterinn, wie es gar leicht hätte geschehen können, schädlich geworden wäre, wem, als dem unsinnigen Aberglauben, hätte sie und die Ihrigen Krankheit und vielleicht gar den Tod zu danken gehabt?

47. Wer einen Blitzableiter auf sein Haus setzt, greift Gott in seine Rechte.

Ehe ich von den Blitzableitern und den Einwürfen, welche schwache Seelen dagegen zu machen pflegen, selbst rede, muß ich erst etwas überhaupt vom Donnerwetter reden.

Die feurigen Luftbegebenheiten entstehen von dem Schwefel, der mit den wässerichten Dünsten von der Erde aufsteigt; bey dem darauf folgenden schwülen Wetter verliert die Luft zum Theil ihre Durchsichtigkeit und zittert, dem Menschen wird bange und das Athemholen fällt ihm beschwerlich. Reiben sich diese trockenen Dämpfe in den feuchten Wolken und entzünden sie sich, so entsteht, besonders des Abends und bey Nacht, ein Blitz ohne Knall, oder das Wetterleuchten. Führen diese Dämpfe aber viel Salpeter bey sich, so entsteht auf die plötzliche Ausdehnung und Zusammenpressung der Luft ein Knall, das ist der Donner. — Das Rollen des Donners ist nichts anders, als ein Wiederhall von den dichten Wolken und irdischen Körpern.

Dies ist ganz kürzlich die Entstehungsart der Gewitter. Was ist nun ein Gewitter- oder Blitzableiter? Nichts anders, als eine eiserne, oder metallene Stange, die auf dem Gipfel eines Hauses senkrecht aufgerichtet wird. An dieser Stange befestigt man eine Kette, oder solche Stangen, wie die Nagelschmiede gebrauchen, um daraus die Nägel zu schmieden, welche an einander geschraubt werden und bis zur Erde herunter laufen. da, wo sie sich über der Erde endigt, wird eine Bleystange eingeschraubt, welche so lange seyn muß, daß sie in der Erde Wasser, oder wenigstens Feuchtigkeit berührt. Um den Ableiter vor Rost zu sichern, streicht man ihn mit einer schwarzen Farbe von

Kienruß und Oel an, und oben auf die aufgerichtete Stange wird ein kupferner Spitz — je feiner desto besser — eingeschraubt. Das Anlegen eines solchen Ableiters hat nun seine besondern Regeln, die ich hier nicht anführe, um nicht zu weitläufig zu werden.

Häufige Beobachtungen haben nämlich gezeigt, daß der Blitz vorzüglich Eisen und anderes Metall sucht und so lang er dasselbe ununterbrochen findet, so lange geht er demselben, ohne abzuweichen, nach. Ist aber das Metall unterbrochen, so springt er ab, schmettert und zündet. Daher sind die Dachfahnen von Metall, die Kreuze auf Kirchthürmen u. s. w. höchst schädlich, weil sie sich am Dach endigen und keine Ableitung haben, welcher der Blitzstrahl folgen könnte.

Es ist gar nichts neues, daß man sich vor den schädlichen Wirkungen des Blitzes zu sichern sucht. Man flüchtete sich ehemals in Keller und unterirdische Gewölbe, man wickelte sich in Häute von Kälbern und Seehunden, man nahm unter Lorbeerbäumen seine Zuflucht, behängte die Zimmer mit Tapeten von blauer Seide und belegte sie mit ähnlichen Fußdecken, man empfahl künstliche Hütten von Pech und Glas, um sich in denselben an seidenen Schnüren schwebend zu erhalten; man verfertigte Mäntel und Kappen von Wachstuch und ruhte auf Stühlen und Betten mit gläsernen Füssen; man erfand eigene Donnerschirme, die man in der Tasche bey sich tragen konnte, um sich auf der Strasse vor dem Blitze zu sichern: allein alle diese Mittel wollten nicht genugsam helfen, bis endlich der große Doktor Franklin aufstund und die oben beschriebene Blitzableiter erfand.

Wie könnt ihr nun glauben, lieben Leute, daß dieses so einfache Mittel, von dessen Wirkung ich euch nachher Beyspiele erzählen will, unrecht

seyn sollte? Wißt ihr denn nicht, daß der Schöpfer seiner Natur ewige und unveränderliche Gesetze vorgeschrieben hat, die ohne ein Wunder nicht zu überschreiten wären? Wißt ihr nicht, daß er gar keine Donnerwetter braucht, wenn er uns Menschen züchtigen, oder den Garaus mit uns machen will? Warum bedient ihr euch denn der Hilfe des Arztes, wenn ihr krank seyd, Gott könnte euch ja auch, ohne ihn, beym Leben erhalten? Warum macht ihr mit großen Kosten Dämme gegen die Wasserfluthen? und warum solltet ihr euch nur vor dem Blitz nicht schützen dürfen? — Wer sich gegen eine wahrscheinliche Gefahr durch natürliche Mittel sichert, welche Leute, die von Gott mit vorzüglichen Gaben beschenkt waren, erfunden haben, der thut recht und wohl daran und derjenige ist ein Thor, der ihren Gebrauch versäumt, wenn die Erfahrung sie bewährt hat und sich aus Aberglauben einem Unglück blos stellt. Hintenher wird er dann vergebens wünschen, daß er dem Rath vernünftiger Leute gefolgt haben möchte.

Wir können aber, werdet ihr vielleicht einwenden, nicht begreifen, wie eine so simple eiserne Stange der entsetzlichen Gewalt des Blitzes eine ganz andere Richtung sollte geben können? — Lieben Leute, was wirklich geschehen ist, das muß auch ja wohl möglich seyn. Ich will euch daher Beyspiele erzählen, wo es geschehen ist. Das erste mit einem Ableiter versehene Haus, welches der Blitz getroffen hat, war das des Kaufmann West zu Philadelphia in Nordamerika. Es blieb ganz unversehrt. Im Jahr 1777 richtete man zu Siena in Italien an dem dortigen hohen Kirchthurm einen Blitzableiter auf. Der unwissende Theil des Volks verachtete nicht nur diese wohlthätige Anstalt, nannte die Wetterableiter mit dem Schimpfnamen Ketzerstangen, sondern

sprach nach seiner Art mit Verwünschungen davon. Aber am achtzehnten April des nämlichen Jahrs fiel vor den Augen vieler Zuschauer ein heftiger Strahl auf die Thurmspitze. In dem nämlichen Augenblick funkelte das Joch an der Stundenglocke. Der Strahl folgte der Ableitung ruhig bis ins Wasser und man fand bey näherer Besichtigung den Thurm so unversehrt, daß nicht einmal eines von den Spinnegeweben, die um die Leitungskette her hiengen, versengt ward. — Im Jahr 1765 fiel auf den Thurm der Kirche zu Neuburg ein Strahl, in welchen es vorher schon oft eingeschlagen hatte und er gieng an der Ableitungskette herunter. Das nämliche geschah, als der Blitz auf dem gräflichen Riancourschen Palast zu Mannheim und auf dem Schloß zu Karlsruhe einschlug. Vor einigen Jahren traf der Blitz den Glockenthurm zu Schongau in Bayern. Eine Menge Bürger sah den Strahl einfahren, aber er ergriff die Leitungskette und fuhr herunter, ohne eine Spur seines Daseyns zu hinterlassen. Dies sind nur einige wenige von den vielen Beyspielen, die man von der Richtigkeit und den Nutzen dieser vortreflichen Erfindung anführen kann.

Aber, könntet ihr sagen, wir haben unsre Häuser schon lange bewohnt, ohne daß sie bisher ein Blitz getroffen hat, vielleicht wird er sie niemals treffen; wozu also einen Ableiter? — Eure Häuser sind vielleicht nie bestohlen worden; warum verschließt ihr sie denn so sorgfältig? Eure Aenger wurden vielleicht nie überschwemmt; warum macht ihr denn Dämme mit großen Kosten? — Warum bauet ihr denn so dicke Feuermauren, da vielleicht eures Nachbars Haus nie gebrannt hat? — Was lange Zeit nicht geschehen ist, ist darum nicht eben unmöglich, und dann kommt es immer zu spät.

„Wenn aber ein Blitz unser Haus träfe, wenn wir einen Ableiter darauf setzen liessen, und beschädigte; müßten wir uns nicht alsdann die größten Vorwürfe machen? — " Erstlich, antworte ich, ist nicht möglich, daß das bey einer richtigen Anstalt geschehen kann und gesetzt, zweytens, es wäre möglich, würdet ihr euch ein Gewissen daraus machen, wenn ihr bey einer ansteckenden Krankheit, nach Vorschrift des Arztes, ein Verwahrungsmittel gebraucht hättet, und die Krankheit wäre doch gekommen? Brächen die Wasserfluthen durch eure Dämme, würdet ihr keine neue mehr machen? Ich glaube ihr würdet sagen: ich habe gethan, was ich zu thun schuldig war und vorsichtig gehandelt, das übrige aber ist Werk der Vorsehung.

„Es sagen aber einige, die Wetterstangen ziehen das Gewitter an sich. — " Nicht mehr und nicht weniger, als Kreuze, Knöpfe, Windfahnen, der Rauch aus den Schornsteinen und jede andere Erhöhung. Wunderlich! kein Mensch fürchtet sich vor ihnen und doch sind sie Leiter, nur gefährliche Leiter, weil sie den Blitz nicht weiter, als bis auf das Dach, und nicht in die Erde leiten. Die Wetterstangen jagen vielmehr die Gewittermaterie in eine größere Höhe zurück und schwächen durch ihre einsaugende Kraft die Gewalt des Gewitters. Werfen sich endlich auch Blitze gegen sie, so führen sie solche unschädlich in die Erde.

Beym Donnerwetter herscht mancherley Aberglaube, von dem ich auch noch etwas sagen muß.

1) Wenn in einem Haus ein Feuer oder Licht brennt, so kann es vom Blitz nicht getroffen werden. Gerade das Gegentheil! Der Rauch, welcher durch den Schornstein, vom Feuer erregt, hinauf zieht, ist so gut

Leiter, als die metallene Stange und führt den Blitz sehr oft durch diesen ins Haus herein. Man hat ja unzählige Beyspiele, daß der Blitz Schornsteine getroffen hat, unter denen auf dem Heerd ein Feuer brannte.

2) Wenn mit Glocken geläutet wird, so schadet das Gewitter dem Ort nicht. Dies Mittel ist nicht allein unnütz, sondern sogar höchst gefährlich. Die Glocken, als große Massen von Metall, ziehen schon ohnehin die Gewittermaterie an sich. Durch das Läuten, wenn sie erhitzt werden, wird der Zufluß derselben noch mehr vermehrt. Im Jahr 1718 schlug das Gewitter, in der Nacht vom 14. zum 15. April, von Landernau bis St. Paul de Leon in Bretagne in vier und zwanzig Kirchen ein, in denen man läutete, um das Gewitter, wie man wähnte, zu vertreiben und tödtete verschiedene Personen, welche die Glocken zogen. Die Kirchen hingegen, wo man das Läuten unterlassen hatte, blieben verschont. Wenn es nicht so häufig geschieht, als es der Natur der Sache nach möglich wäre, so ist blos der Stand der Gewitter Ursache.

3) Wenn es stark reguet, ist das Gewitter weniger gefährlich. Umgekehrt, es ist weit gefährlicher, denn durch den heftigen Regen wird der Blitz auf die Erde geleitet und kein Körper ist sicher, daß er nicht von ihm ergriffen werde.

4) Der Teufel, oder böse Menschen können Gewitter machen. Unwissende Menschen, die keine natürliche Ursache anzugeben wissen, geben dem Teufel, oder bösen Menschen, erstaunend viel Arbeit. So war es im Heidenthum, so macht es der Pöbel unter den Christen. Allein wer darauf Acht gehabt hat, was ich oben

vom Entstehen der Gewitter gesagt habe und wer es weiß, wie nöthig und nützlich sie dem Erdboden sind, daß ohne sie nichts seine gehörige Zeitigung bekäme, der wird von allem Aberglauben in dieser Materie frey seyn und bleiben. Wie sollte es möglich seyn, daß Gott bösen Geistern oder Menschen Herrschaft über die Natur erlaube, die sie ganz gegen seine wohlthätigen Absichten richten könnten? Wir können mit Knallpulver und andern Dingen ein Gewitter im Zimmer im Kleinen nachahmen, aber in der Luft, ohne den gehörigen Apparat werden wir es wohl müssen bleiben lassen.

Ich könnte noch mehr dergleichen Aberglauben anführen, glaube aber, daß es weit nützlicher sey, Verhaltungsregeln beym Donnerwetter zu geben.

1) Ehe das Gewitter kommt, sucht euch durch Oeffnung der Thüren und Fenster frische Luft in das Zimmer zu schaffen und zu erhalten, daher müssen sich so wenig Personen, als möglich, beysammen aufhalten. Ein Zimmer ebenen Fußes, wenn es hoch und geräumig ist, bleibt immer das beste. Sichert es fleißig vor der Zugluft, denn dieser folgt der Blitz gar zu leicht.

2) Vermeidet jede Erhitzung und das Schwitzen am Leibe, wechselt lieber im Nothfall die Kleidung. Alle schwitzende Theile des Körpers sind bey einer Berührung vom Blitz der größten Verletzung ausgesetzt.

3) Bleibt im Zimmer in der Mitte, auf einer trockenen und reinen Stelle, und entfernt euch von allem, was Metall ist, z. B. Ofen, Nägeln, Thürschlössern, Geld, Schlüssel, Uhren, Schnallen u. s. w. denn ihr wißt, wie gerne der Blitz das Metall sucht.

4) Macht euch gefaßt, sogleich eine Thüre öff-

nen und im Nothfall das Freye gewinnen zu können, damit, wenn der Blitz durch das Zimmer fahren sollte, ihr — wenn er glücklich vermieden ist — nicht Gefahr lauft, von der erstickenden Luft überwältigt und getödtet zu werden. Einige haben geglaubt, es sey rathsam, während des Gewitters gar die Thüre öffnen zu lassen, aber dies könnte leicht gefährlich werden. Besonders muß man die Zugluft zu vermeiden suchen.

5) Kommt das Gewitter bey der Nacht, so verlaßt das Bette, theils um das Schwitzen zu vermeiden, theils von keinem Unglück unbereitet überrascht, oder gar im Schlaf überfallen zu werden.

6) Trifft euch das Gewitter auf freyem Felde, so entfernt euch von allen großen Körpern, als Bäumen, Pferden, beladenen Wagen und dergleichen, denn alles erhabene ist dem Auffallen des Blitzes vorzüglich ausgesetzt. Macht euch nicht zu nahe an Teiche, Sümpfe und andere Gewässer, weil alle diese Dinge die Gewittermaterie leicht an sich ziehen, und ihr mitergriffen werden könntet. Vorzüglich gefährlich ist es, unter einem einzelnen Baum zu stehen, besonders unter einem solchen, der wässerichte Säfte hat.

7) Erhabene Oerter meidet, denn der Mensch ist eben sowohl Gewitterleiter, als die metallene Stange, aber er kann die Materie nicht, wie jene, ohne Schaden abführen.

8) Sucht keinen Schutz unter Bogen, Thorfahrten u. s. w. denn es herrscht da Zugluft und ich habe schon gesagt, wie gefährlich sie sey.

9) Ueberfällt euch ein Gewitter auf einer Reise zu Pferd oder im Wagen, so reitet und fahrt nicht weiter fort, denn der dampfende Schweiß der Pferde, der starke Zug der Luft, die Erhitzung der Räder, des Wagens und der Hufeisen der Pferde, könnte euch leicht in Gefahr bringen. Es ist bes-

ser, aus dem Wagen zu steigen, etwas naß zu werden, auch allenfalls sich einen Kathar holen, als Gefahr zu laufen, aus Bequemlichkeit dem Tod entgegen gehen.

10) Gewitterfurcht ist gemeiniglich ein Erziehungsfehler, also noch eine Regel: sucht die Kinder dafür zu bewahren. Schwatzt ihnen nicht von einem zornigen u. strafenden Gott vor, sondern lehrt sie einen gütigen und wohlthätigen kennen und verehren. Zeigt euch gelassen und muthig in ihrer Gegenwart, so werden sie in der Zukunft nie von einer knechtischen Gewitterfurcht gemartert werden.

48. Die Sonnenfinsterniß.

In meiner Jugend hörte ich einmal, da gerade eine Sonnenfinsterniß eingefallen war, ein altes Mütterchen erzählen: die Sonne und der Mond streiten sich mit einander und wenn die Sonne unterliege, so werde der jüngste Tag kommen. Daß ich mit großer Herzensangst den Vorübergang dieser Naturerscheinung erwartete, ist sehr natürlich. Ich weiß, daß unter dem gemeinen Mann noch jetzt dieser Aberglaube herrscht, daß man glaubt, die Wasser werden durch eine Sonnenfinsterniß vergiftet u. s. w. und darum beschloß ich, die richtige Erklärung zu geben und einige Beyspiele der Furchtsamkeit vor Sonnenfinsternissen zu erzählen.

Eine Sonnenfinsterniß entsteht durch den Mond, der zwischen der Sonne und der Erde vorüber geht, und da er ein dichter Körper ist, so wie unsre Erde, so bedeckt er die Sonne entweder ganz, oder zum Theil. Eine Sonnenfinsterniß ist also keine wahre Verfinsterung der Sonne, sondern nur eine Verdeckung derselben, denn sie behält ihr voriges Licht, nur können ihre Strahlen durch den dichten Körper des Mondes nicht auf die Erde drin-

gen. Wenn die Bedeckung der Sonne durch den Mond geschieht; indem die Sonne über dem Horizont *) in einer Gegend ist, so heißt man es eine sichtbare Sonnenfinsterniß. Ist aber die Sonne unter dem Horizont, so wird sie eine unsichtbare genannt. Es kann aber eine Sonnenfinsterniß nie anders vorfallen, als im Neumond, denn alsdann steht der Mond zwischen der Sonne und der Erde. Er kehrt alsdann der Sonne seine erleuchtete, unsrer Erde aber seine unerleuchtete Seite zu. Kommt er nun zuweilen so zu stehen, daß, wenn man eine gerade Linie von unsrer Erde in die Sonne ziehen wollte, diese den Mond berühren würde; so bedeckt er die Sonne, oder einen Theil derselben, und die unerleuchtete Hälfte des Mondes, die wir ausserdem nicht sehen können, wird uns, so weit sie vor die Sonne tritt, als eine schwarze Scheibe sichtbar, die sich von der Abendseite der Sonne nach und nach in dieselbe hinein bewegt und auf der andern Seite allmählig wieder heraustritt.

Zwar tritt der Neumond alle Monate ein, ihr müßt aber darum nicht glauben, daß wir alle vier Wochen Sonnenfinsternisse haben, denn der Mond steht nicht immer zwischen der Sonne und der Erde. Am öftesten steht er so, daß er an der Sonne vorbey geht, ohne ihren Rand zu berühren und alsdann kann sie ihre Strahlen ungehindert auf die Erde fallen lassen. — Es giebt dreyerley Arten von Sonnenfinsternissen: 1) totale, bey denen die Sonne ganz vom Mond verdunkelt wird, 2) ringförmige, wo der Mond so mitten vor der Sonne steht, daß ein ringförmiger Rand, oder

*) Der Horizont ist eine Vorstellung der halben Erdkugel in Gedanken. So oft man seinen Platz verändert, bekommt man einen andern Gesichtskreis.

eine leuchtende Krone, die die Sonne um ihn her macht — ein Strahlenkranz zu sehen ist, und endlich 3) partiale, wo blos ein Bogenstück aus der Sonne herausgeschnitten zu seyn schein, das größer oder kleiner ist, je nachdem die Sonnenfinsterniß mehr oder weniger Zolle *) hat.

Wenn ihr einmal gehört habt, daß die Sonne Millionenmal größer sey, als unsre Erdkugel, hingegen der Mond aufs wenigste fünfzigmal kleine, als die Erde, so werdet ihr denken, es sey unmöglich, daß die Sonne vom Mond könne verfinstert werden, und doch ist es so. Der Mond steht der Erde um vieles näher, als die Sonne, er kommt also, ob er gleich viel kleiner ist, unsern Augen um vieles größer vor, als die weiter von uns entfernte Sonne, folglich kann er natürlich die Sonne uns verbergen. Dieses geschieht ja oft durch das kleinste Wölklein, und wenn dies Wölklein so dicht wäre, als der Mond, würde es eine Finsterniß verursachen. Ich denke, es wird so begreiflich seyn. Um euch aber ganz zu überzeugen, so haltet nur eine Untertasse von einem Kaffeeschälchen vor die Augen, und ihr werdet weder Menschen, noch andere Gegenstände sehen, ob sie gleich viel größer sind, als das Schälchen.

Wie geht aber das zu, daß der Mond zuweilen vor die Sonne treten, uns ihr Licht ganz entziehen und zu einer andern Zeit auch gerade vor ihr stehen und doch einen ringförmigen Schein von ihr

*) Man theilt in Gedanken die Sonne in zwölf Theile, deren jeden man einen Zoll nennt und zieht mitten durch sie eine gerade Linie. Nach dieser Eintheilung heißt eine Finsterniß von drey Zoll eine solche, wo der vierte Theil der Sonne vom Mond bedeckt wird. Von sechs Zoll, wo der Mondkörper den Mittelpunkt der Sonne berührt, eine von neun Zoll, wo dreyviertel von der Sonne verfinstert werden.

übrig lassen kann? — Da müßt ihr überhaupt wissen, daß der Mond — wie ich schon gesagt habe — der Erde viel näher steht, als die Sonne und daß er nicht immer einerley Entfernung von der Erde hat.

Zuweilen steht der Mond der Erde näher, zuweilen ist er weiter von ihr entfernt. Daher erscheint er uns, wenn wir im Vollmond seine Scheibe sehen, bald größer, bald kleiner, je nachdem sein Abstand von der Erde beschaffen ist. Er erscheint uns zuweilen eben so groß, als die Sonne, oder etwas kleiner, als sie. Tritt er nun in einem von den angezeigten Fällen vor die Sonne, so wird auch in dem einen die Finsterniß anders ausfallen, als in dem andern. Tritt er gerade zu der Zeit vor die Sonne, wenn er uns so groß als sie scheint; so deckt er die Sonnenscheibe völlig; aber die gänzliche Verfinsterung dauert nur einen Augenblick und es wird der Abendrand der Sonne in eben dem Zeitpunkt wieder sichtbar, da der Morgenrand von dem Mond verdunkelt wird. Dies heißt eine totale (ganze) Finsterniß, ohne Verweilen.

Tritt der Mond im zweyten Fall vor die Sonne, wenn er uns größer als sie erscheint, weil er alsdann der Erde näher ist, als im ersten Fall, so wird die Sonne nicht nur ganz von ihm bedeckt, sondern es vergeht auch einige Zeit, ehe der Abendrand der Sonne von dem größer scheinenden Mond wieder verlassen wird. Dies heißt eine totale Finsterniß mit Verweilen. Die Dauer der gänzlichen Verfinsterung kann bis auf drey und eine halbe Minute gehen und dies ist die größte mögliche Sonnenfinsterniß, die geschehen kann. Tritt endlich der Mond so vor die Sonne, daß er uns, wegen seines größern Abstandes von der Erde, kleiner als die Sonne scheint, so wird er

sie

sie alsdann, wenn er auch mitten vor ihr steht, doch nicht ganz decken, sondern es wird noch ein Theil von ihr, in Form eines Rings um den Mond, sichtbar sey und so entstehen die einförmigen Sonnenfinsternisse.

Die merkwürdigsten Sonnenfinsternisse, die bereits in unserm Jahrhundert vorgefallen, sind die von 1706. 1724, 1748 und 1764. Bey Gelegenheit der letztern, die in Paris eilf Zoll betrug, war der verstorbene König von Frankreich begierig, zu wissen, wenn in Paris einmal eine totale Finsterniß sich ereignen würde. Ein französischer Gelehrter berechnete es, und brachte heraus, daß von 1764 bis 1900 in Paris neun und fünfzig Finsternisse sichtbar seyn würden. Unter denselben würde keine einzige total, und nur eine ringförmig erscheinen. Diese wird den neunten Oktober 1847 erfolgen.

Aber wie um aller Welt Willen, geht das zu, daß man eine Sonnenfinsterniß so genau voraus sagen kann? Das geschieht durch Berechnungen. Wenn man einmal weiß, wie viele Zeit ein jeder himmlischer Körper zu seinem Umlauf braucht und welchen Stand er zu der und jener Zeit hält; so weiß man es auch von Sonne und Erde. Es ist aber eine sehr mühesame Sache, durch astronomische Berechnungen Sonnenfinsternisse vorher zu sagen, doch kann es auch auf eine leichtere Weise geschehen. Man hat nämlich herausgebracht, daß sich nach achtzehn Jahren und eilf Tagen immer eine ähnliche Sonnenfinsterniß wieder einstellt, folglich darf man nur zu dem Jahr und Monatstag einer Sonnenfinsterniß, die man weiß, achtzehn Jahre und eilf Tage addiren, so kommt der Tag heraus, wenn sie wieder zu sehen ist.

Die Finsterniß also, die 1764 den ersten April gewesen ist, war im Jahr 1782 den 12ten April

wieder und die vom 24 Junii 1778 kam den fünften Juli 1796 abermals.

So natürlich sind also die Sonnenfinsternisse, aber vor Zeiten sah man sie ganz anders an. Ein großer Feldherr, Namens Perikles, führte eine Flotte der Athenienser gegen ihre Feinde an. Eben damals trug sichs zu, daß eine Sonnenfinsterniß sichtbar war und der Schrecken unter seinen Soldaten wurde allgemein, auch der Steuermann zitterte. Perikles bediente sich, um die Furcht zu verjagen, eines ganz gemeinen Gleichnisses. Er nahm den Zipfel seines Mantels, hielt ihn dem Steuermann vor die Augen und sagte: glaubst du wohl, daß das, was ich jetzt thue, ein Zeichen des Unglücks sey? — Wahrhaftig nicht, antwortete der Steuermann. Indessen — erwiderte Perikles — ist es doch für dich eine Verfinsterung und sie ist von der, die du an der Sonne gesehen hast, nur darinn verschieden, daß der Mond, weil er größer ist, als ein Mantel, auch einer größern Anzahl von Leuten die Sonne verdeckt.

Alexander der Grosse, dem es gewiß nicht an Herzhaftigkeit fehlte, wurde doch durch eine Finsterniß einst in nicht geringes Schrecken versetzt und befahl, der Sonne und dem Mond Opfer zu bringen, weil er diese Begebenheit als ein Zeichen von dem Unwillen dieser vermeinten Gottheiten angesehen hatte.

Die Indianer, welche die Sonne und den Mond als höchste Wesen, zumal die Sonne als den Ursprung aller Dinge, wegen ihres wohlthätigen Einflusses verehren, gerathen allzeit bey einer Sonnen- oder Mondsfinsterniß in die äußerste Traurigkeit und sehen es entweder als eine Wirkung ihres Zorns, oder einer tiefen Schlafsucht an und suchen sie entweder durch Opfer zu versöhnen, oder durch Trommeln und Pfeiffen zu erwecken.

Nicias, ein Athenienſiſcher Feldherr, der ſich mit einem Heer in Sicilien in groſſer Gefahr befand, wofern er ſich nicht ſchleunig rettete, war ſo glücklich, ohne daß es der Feind merkte, bey der Flotte alles zur Abreiſe veranſtaltet zu haben. Indem er aber eben im Begriff war, abzuſegeln, trat plötzlich mitten in der Nacht eine totale Mondsfinſterniß ein, welche ihn und die Armee in das äußerſte Schrecken verſetzte. Unwiſſenheit und Aberglaube machten ihnen eine ſo plötzliche Veränderung fürchterlich, denn ſie ſahen die Urſache nicht ein und erwarteten ſchreckliche Folgen. Die Wahrſager waren eben ſo furchtſam, hielten die Abfahrt auf, dieſe wurde unterdeſſen ruchbar, der Feind griff an, Nicias wurde geſchlagen und er ſelbſt verlor ſein Leben. Hingegen gelang es einem andern Feldherrn, dem König Agathokles von Syracus, daß er bey ſeinem Heer die Furcht vor einer Sonnenfinſterniß zerſtreute und dadurch gewann er eine entſcheidende Schlacht.

Als Chriſtoph Columbus die Inſel Jamaika entdeckt hatte, litt er auf derſelben ſo groſſen Mangel an Lebensmitteln, daß er alle Hoffnung verlor, ſich und ſeine Soldaten zu erhalten und ſich gezwungen ſah, die Entſcheidung ſeines Schickſals den Wilden zu überlaſſen. Zu gutem Glück fiel ihm ein, daß eine Mondsfinſterniß bevorſtund. Er ließ alſo den Oberhäuptern der Wilden anſagen, daß, wofern ihm nicht alles, was er verlangte, geliefert würde, er das äußerſte Unglück über ſie bringen und damit anfangen wolle, daß er den Mond ſeines Lichts beraube. Anfangs lachten die Wilden ſeiner Drohung, ſo bald ſie aber ſahen, daß der Mond wirklich anfieng zu verſchwinden, geriethen ſie in Todesangſt, legten alles, was ſie hatten, zu Columbs Füſſen und baten um Gnade.

In einer Chronik der Stadt Hamburg liest man, daß bey einer Sonnenfinsterniß, die den ersten August im Jahr 1654 daselbst gesehen wurde, ein großer Theil der Einwohner diese Naturbegebenheit für einen Vorboten des jüngsten Tages gehalten habe. Man hat auch an der großen Menge Kommunikanten damals bemerkt, daß sich durch öftere Vornehmung dieser heiligen Handlung die Leute auf die Ankunft desselben bereiten wollten.

Manche Finsterniße sind sehr fürchterlich anzusehen gewesen. So erzählt Herodot, einer der ältesten Geschichtschreiber, daß im sechsten Jahr des Krieges zwischen den Lydiern und Medern eine Sonnenfinsterniß während der Schlacht vorgefallen und der Tag in völlige Nacht verwandelt worden sey. Zu Coimbra war am 21. August des Jahrs 1560 eine Sonnenfinsterniß, wobey es dergestalt Nacht wurde, daß man nicht sah, wo man den Fuß in der Dunkelheit hinsetzen sollte und die Vögel, vor Schrecken über eine so unvermuthete Finsterniß, auf die Erde herabfielen. Bey der Sonnenfinsterniß den 25. Sept. im Jahr 1699 blieb zu Greifswalde in Pommern von der Sonne nur ein ganz geringer Streifen sichtbar und die Dunkelheit war so groß, daß man weder lesen noch schreiben und vier Sterne am Himmel sehen konnte. Bey der den 22. May 1706 wurde es an vielen Orten so finster, daß man Licht anzünden mußte. Zu Zürich in der Schweiz konnte man in einer Weite von vier Schritten keinen Menschen erkennen. In Leipzig schien es damals eben so, wie es gewöhnlich des Abends zu seyn pflegt. Es war tiefe Dämmerung. Die Hüner und übrigen Vögel giengen zur Ruhe, die Nachtigall fieng an zu schlagen, die Fledermäuse flatterten umher, um den Horizont war der Him-

mel ganz roth, der Thau fieng an aufzusteigen und die Blumen, die sich sonst des Abends zu schließen pflegen, schlossen sich. Bey der gänzlichen Sonnenfinsterniß, die im Jahr 1724 in Paris war, dauerte die völlige Dunkelheit fast drey Minuten und die Sterne Merkur und Venus, die damals mit der Sonne in gerader Linie stunden, waren deutlich zu sehen. Der erste Theil der Sonne, der wieder hervor kam, warf einen so schnellen und lebhaften Blitz von sich, daß dadurch die Dunkelheit plötzlich zerstreut wurde.

Die übeln Bedeutungen, die man den Sonnenfinsternissen zuschreibt, sind Hirngespinnste des Aberglaubens und weiter nichts. Es fällt weder ein giftiger Thau, noch bedeutet es Krieg, Hunger und Pest, sondern der Mond wirft einen Schatten auf die Sonne daß man sie eine kurze Zeit auf der Erde nicht sehen kann und das ists alles.

49. Etwas vom Ohrenklingen.

Wenn das rechte Ohr klingt, so wird etwas Gutes und wenn das linke klingt, etwas Böses von jemand gesprochen. — Dies ist eine sehr alte Meinung, aber in der That eben so falsch, als sie alt ist. Denn gesetzt, daß der Schall von der Rede eines dritten aus einer Entfernung so weit dringen könnte, so müßte es ganz sonderbar zugehen, wenn diesen Schall nur derjenige hören sollte, von dem man gesprochen hat und nicht eben so gut jeder andere. Es besteht auch dieser Schall nicht in Worten, wie z. E. das Echo Worte nachschallt, sondern es ist ein bloßes Klingen, und glauben, daß von einem gesprochen werde, wenn ihm das Ohr klingt, ist eben so thöricht, als hoffen, daß man Geld bekomme, wenn jemand die linke Hand jückt.

Die wahre Ursache des Ohrenklingens ist diese.

In den Ohren giebt es Blutgefässe, nämlich Pulsadern, welche beym Schlagen bald aufgetrieben und ausgedehnt, bald wieder zusammengezogen werden. Wenn nun diese Pulsadern zu sehr mit Geblüt angefüllt werden, und das Blut stark nach dem Kopf strömt, so schlagen sie heftiger. Dadurch wird sowohl der innerlichen Luft, als auch den nahe an den Pulsadern liegenden Nerven eine Erschütterung beygebracht, die einen Schall zu erwecken vermag, ohne daß einer von aussen da ist; daher trifft man das Ohrenklingen meistens bey vollblütigen Personen an.

Was bedeutet das Ohrenklingen also? — Keine Nachrede, sondern eine Vollblütigkeit, oder Erhitzung des Bluts.

50. Das Regenbogen-Schüsselchen.

Wenn ein Regenbogen am Himmel steht, so wähnt der Aberglaube, daß ein goldenes Geschirr aus ihm herunter falle. Diese Geschirre sind wie grosse Pfenninge gestaltet, und ihr innerlicher Werth kann wegen Verschiedenheit der Schwere von zwey bis acht Gulden betragen. Beynahe ein jedes hat eine andere Figur. Man sieht darauf Laub, Köpfe, strahlende Sterne u. s. w. Es soll Glück in ein Haus bringen, wo man es besitzt. Und warum das nicht? Ist man doch in den Augen der meisten Menschen glücklich, wenn man nur Gold hat! — Der Segen hingegen weiche, sagt man, wenn das Regenbogen-Schüsselchen verkauft werde.

Wenn jeder Regenbogen so ein Schüsselchen fallen ließe, so müßten ihrer mehr auf Erden seyn, als Steine, denn wie viel Regenbogen giebt es nicht?

Aber was sind es denn, diese Regenbogen Schüsselchen? Höchst wahrscheinlich alte Mün-

zen, vielleicht auch Dinge, die man vor Alters als Zierrathen gebraucht hat. Wenn nach einem Regen die Erde locker geworden ist, so kann es gar leicht geschehen, daß sie daraus hervorgewühlt werden können.

Vom Regenbogen — so viel ist einmal sicher — werden sie nicht erzeugt. Der Fleiß der Menschen hat das Gold der Erde abgedrungen, die Kunst hat es gebildet und der Aberglaube ihm übernatürliche Kräfte zugeschrieben.

51. Die Chiromantie.

Mit der Gegenwart unzufrieden, giengen die Menschen immer damit um, den Vorhang aufzuheben und in die Zukunft hinein zu sehen. Diese Begierde nutzten Betrüger und betrogen die Neugierigen um ihr Geld und ihre Ruhe.

Bey dem großen Haufen der Abergläubigen stunden immer die Zigeuner im Ruf der Wahrsagergabe und stehen es wahrlich bis auf den heutigen Tag. Das gemeinste Mittel, dessen sie sich bedienen, ist die Chiromantie, das ist, die Kunst, aus den Bergen und Linien der Hand nicht nur den Gemüths-Charakter, sondern auch die Schicksale eines Menschen bestimmen. Diese Linien aber haben nichts weniger als Bezug auf menschlichen Karakter und Schicksale und es kommt nur darauf an, ob man einem Kind die Hände lang zusammenpreßt, oder den Gebrauch derselben frühzeitig gestattet, daß die Linien so oder so gebildet werden und so geht es auch in spätern Jahren, je nachdem ein Mensch leichtere oder härtere Handarbeit hat.

Wenn man also diese vermeinte Kunst mit natürlichen Augen ansieht, so wird sie gleich zeigen, daß sie eitle Thorheit sey. Denn wenn die Linien und Berge auf eine so zufällige Art in der Hand

gebildet werden, wie — sagt mir — ist es möglich, daß sie eine wahre und unveränderliche Bedeutung, die auf den Karakter und die Schicksale eines Menschen richtigen Bezug hätten, haben können? — Diese Wahrsager sind Betrüger, stehlen wo sie können und verdienen daher nicht geduldet zu werden.

52. Von Träumen.

Von großer Bedeutung sind dem Aberglauben die Träume, ob sie gleich im Grunde nichts bedeuten und nur dem wichtig sind, dem alles etwas bedeutet, dessen Entstehungsart er sich nicht erklären kann.

Wenn der abgemattete Leib ruht, so kann unsere Seele dennoch beschäftigt seyn, ja sie ist es um so mehr, weil sie weniger gestört wird, als am Tage und äußerliche Gegenstände nicht mehr auf sie wirken. Oft denken wir am Tage etwas ganz dunkel und im Schlaf schafft die Seele eine ganze Geschichte daraus und wenn man nachher über einen solchen Traum nachdenkt, so kann er wieder kommen. Sollten die Träume etwas bedeuten, sollten sie gleichsam der Spiegel seyn, in dem wir die Zukunft sehen könnten, so müßten wir sie für unmittelbare göttliche Eingebungen halten und da lehrt uns die tägliche Erfahrung, daß sie das nicht seyn können, sondern unsre eigene Seele schafft sich die Bilder, die sich uns im Schlaf darstellen. Wollt' ich über die Entstehung der Träume mich noch weiter ausbreiten, so müßt' ich tiefer in die Seelenlehre hineingehen und würde euch unverständlich werden. Merkt euch daher nur das einzige, daß eure Seele selbst Schöpferinn eurer Träume ist und daß sie gemeiniglich aus Gedanken und Ideen entstehen, die ihr schon einmal wachend, auf irgend eine Art, gehabt

habt, gesetzt auch, daß ihr es euch auch nicht mehr bewußt wäret.

Der Aberglaube hat seine eigene Art, Träume zu deuten. So soll z. E. allzeit das Gegentheil von dem in Erfüllung gehen, was einem geträumt hat. Wenn jemand von einer Hochzeit träumt, so soll ihm in seiner Familie eine Leiche bevorstehen. Hat man im Traum eine Person sterben gesehen, so bedeutet es, daß sie ein hohes Alter erreiche; hat man einen Leichenzug gesehen, so erfolgt darauf eine Hochzeit u. s. w. Das sind wahrhaftig sonderbare Deutungen und unsre Seele müßte eine recht eigentliche Freude daran haben, uns zu äffen, wenn sie uns vorher ängstigen wollte, wenn uns eine Freude bevorstünde; wenn sie uns im Schlaf eine Lust gönnte, und wachend sollte Traurigkeit dafür folgen. Man muß sich wundern, nicht allein, daß man solche Frazen erdenken konnte, sondern wie es nur möglich war, daß jemand im Ernst daran glauben und — leider — noch jetzt glauben mochte.

Daß viele und gewiß die meisten Träume in unsern Handlungen und Gedanken vom Tage her ihren Grund haben, ist bereits von mir erinnert. So sieht der Hungerige ein Stück Brod im Traume, das er wachend sich wünschte. Der Geizige sieht sich mit Säcken voll Thaler und Dukaten umgeben, nach denen er schmachtet. Der Verliebte findet Erhörung seiner Wünsche bey seiner sonst spröden Schönen; und so sieht jeder, nachdem er eine Neigung hat, ihre Erfüllung im Schlafe. Manche Träume haben ihren Grund in der Leibesbeschaffenheit eines Menschen, anders träumt der Gesunde, anders der Kranke. Wer schweres und dickes Blut hat, bekommt gemeiniglich auch schwere und fürchterliche Träume.

Aber manche Träume sind doch wirklich erfüllt

worden? — Vielleicht, aber mich dünkt, das könnte ganz zufällig gekommen seyn und ohne daß der Traum vorhergegangen wäre. Es beschäftigt sich zum Exempel jemand lange mit der Hoffnung einer glücklichen Erbschaft, auch im Schlaf wird er ihrer nicht los, er träumt davon. Wie leicht kann es sich nun fügen, daß aus seiner Verwandtschaft jemand stirbt, den er erbt? Eben so sicher aber wäre das Erbe gewesen, wenn er nicht geträumt hätte. Noch ist dabey zu merken, daß so ein zufällig eingetroffener Traum gleich laut verkündiget wird, aber von den hunderten, die nicht eintrafen, schweigt man wohlweislich stille. Jenen einzelnen führt man sogleich zum Beweis an, daß die Träume etwas bedeuten, aber nicht jene hunderte, zum Beweis, daß sie nichts bedeuten, und doch wäre natürlicher, von mehrern Fällen zu schliessen, als von einem einzelnen. Doch was ist dem Aberglauben Natur? Gäbe er auf sie acht, so würde es um ihn selbst geschehen seyn. Quält euch nicht, liebe Leser! eure Träume zu deuten, wenn ihr eurer eigenen Ruhe nicht feind seyd.

53. Vom Sieblaufen.

Durch das Sieblaufen will man erfahren, wer in einem Hause einen Diebstahl begangen hat. Man faßt das Sieb mit einer Zange oder Scheere und hebt es damit in die Höhe, daß es vertikal hängt. Sodann müssen zwey Personen mit ihren Mittelfingern die Zange von beyden Seiten zusammen halten, dann wird der Anfang mit einer Beschwörung gemacht. Man nennt die Personen, die man wegen dieses Diebstahls etwa in Verdacht hat, und sobald man den Namen nennt, auf den der stärkste Argwohn fällt, so dreht sich das Sieb herum und der Thäter ist entdeckt.

Man kann es nicht sagen, wie die menschliche

Bosheit auf diese Art von Wahrsagerey gefallen sey, wodurch die Ehre und der gute Name so manches Unschuldigen aufs Spiel gesetzt wird, denn unmöglich kann ein vernünftiger Grund angegeben werden, wie die Bewegung eines Siebes und der in einem Hause geschehene Diebstahl mit einander Verbindung haben könnten. Wenn das Verlangen, den Dieb zu wissen, einem leblosen Körper, dergleichen das Sieb ist, die oder jene Richtung geben könnte, so würden die Würfel und Karten allzeit so fallen müssen, wie der nach Gewinn dürstende Spieler wünscht. Die wahre Ursache von der Bewegung des Siebes ist diese: Wenn man etwa starke Gründe hat, von jemand besonders zu vermuthen, daß er der Dieb sey, so spricht man dessen Namen zuletzt aus, wenn die vom Halten des Siebes angestrengte Nerven nachzulassen und zu zittern anfangen, wodurch dann das leicht bewegliche Sieb in Gang kommt, oder der Beschwörer ersetzt allenfalls durch einen geschickten Stoß, was der Bewegung noch abgeht. Derjenige, bey dessen Namen nun das Sieb in Bewegung kommt, mag der Dieb seyn, oder nicht, so bestärkt sich wenigstens der Verdacht. Hausfreunde können darüber mit Feindschaft und die treuesten Dienstboten mit Verlust ihres Brodes belohnt werden. Fürchtet euch daher vor dieser grundlosen und abscheulichen Wahrsagerey!

54. Vom Kartenschlagen.

Diese Kunst ist wahrscheinlich Anfangs nur zum Spaß erdacht worden, endlich machte der Aberglaube Ernst daraus. Man mischt die Karten, läßt den, welchem man wahrsagen will, abheben, und ein Blatt wählen, wornach sich der Wahrsager zu richten hat. Dann legt man die Blätter, je achte, nach der Reihe auf, und

fängt an zu weissagen. Der Wahrsager betrachtet die Lage des erwählten Blattes und die Lage der andern gegen dasselbe, giebt einer jeden Farbe eine eigene Bedeutung, Herz bedeutet Vergnügen, Schelle Geld, Eichel Verdruß und Laub Hoffnung. Auf die aufgehobene Farbe kommt alles an. Sind die Blätter gelegt, dann fängt man mit großer Weisheit an gegenwärtige und künftige Schicksale vorher zu sagen.

Man sieht leicht ein, daß hier alles ganz willkührlich angenommen wird, denn was haben die Kartenblätter für eine Verbindung mit den Schicksalen der Menschen? Warum soll diese Farbe Glück, eine andere Unglück, diese ein Haus, jene einen Brief bedeuten? Findet sich von ungefähr eine Aehnlichkeit mit den Schicksalen dessen, welchem man wahrsagt, so ist es ein Ungefähr, und dann weiß man schon, was davon zu halten ist.

55. Vom Punktiren.

Auch dies ist eine Art von Wahrsagerey. Ehemals machte man Punkte in Staub oder Sand, in der Folge aber auf Papier. Die Fragen, welche man beantwortet wissen will, können mancherley seyn, z. E. ob ein Kranker wieder gesund werde, ob ein Reisender bald zurück komme u. s. w. Es wird der Person Taufname nach dem A. B. C. da ein jeder Buchstabe eine Zahl hat, berechnet, der Wochen- oder Planetentag auch hinzugesetzt, welcher ebenfalls eine Zahl hat.

Eben so, wie beym Kartenschlagen, wird auch beym Punktiren alles willkührlich angenommen und es werden immer noch mehr dergleichen A. B. C. ausgedacht und eben daher wird es einleuchtend, daß die Antworten unsicher sind und gar nicht darauf zu bauen ist. Der Name, den eine

Person in der Taufe bekommt, hängt von der Willkühr seiner Aeltern ab, und jedem Buchstaben wird ebenfalls in dieser Kunst eine Zahl blos nach Willkühr angewiesen, daher können all diese willkührliche Umstände zum Glück, Tod, Leben, Gesundheit u. s. w. eines Menschen unmöglich passen.

Gesetzt ich habe durch Kartenschlagen, Sieblaufen, oder Punktiren den wahren Dieb zufälliger Weise errathen, so darf ich ihn mit diesem elenden Beweis vor keinem Gericht belangen. Ist er es etwa gar nicht, so kann ich, weil ich seine Ehrlichkeit in Verdacht ziehe, in große Ungelegenheit kommen. Daher ist jedem zu rathen, daß er dergleichen nichtssagende Künste in ernsthaften Dingen anzuwenden unterlasse, ja selbst zum Scherz möcht ich sie nicht anrathen, weil in einer Gesellschaft, wo sie gespielt werden, leicht schwache Seelen seyn können, auf deren Gemüthszustand so ein Spaß eine schlimme Wirkung zu äußern vermögend ist.

56. Witterungsregeln des Landvolks.

Dem Landmann ist wegen der Feldarbeit sehr daran gelegen, zu wissen, ob es auf die und jene Zeit gut Wetter werde. Er fragt den Kalender und — ist in den meisten Fällen betrogen, denn man hat es nun so ziemlich heraus, daß sich die Witterung auf die Zukunft nicht wohl voraus sagen läßt. Wenigstens sind wir — wenn diese Wissenschaft je noch zu einiger Vollkommenheit gedeihen soll — gegenwärtig noch sehr weit zurück und dasjenige, was einer hier vieljährige Erfahrung nennt, ist ein höchst unbedeutender Theil von der Reihe derjenigen Jahre, die dazu erfodert werden, um einigermassen etwas mit Sicherheit bestimmen zu können.

Der Landmann hat seine eigene Witterungsregeln, von denen wir einige näher betrachten wollen.

1) Morgen-Roth, Abend Koth. Wenn es aber des Abends eine Röthe hat, so ist dagegen der Morgen schön. Sieht man am Himmel eine Röthe, so ist es ein Zeichen, daß der Luftkreis entweder mit dicken Dünsten oder Thauwolken, welche zu ihrer Entladung bereit sind, angefüllt sey. Zeigt sich die Röthe des Abends, so kann die Kälte der Nacht die wässerichten Dünste zusammentreiben, daß sie schwerer werden und als Thau oder Reif herunter fallen. Die Luft ist nun von schweren Dünsten gereinigt und daher läßt sich auf den folgenden Tag schönes Wetter vermuthen. Zeigt sich die Röthe hingegen des Morgens, so breitet die Hitze der aufgegangenen Sonne diese Dünste weit aus, sie nehmen einen größern Raum ein und heben das Gleichgewicht der Luft auf. Oder die Dünste werden in Regentropfen aufgelöst und also folgt ordentlich auf das Morgenroth stürmisches Wetter. Indessen können öfters die Winde die Regenwolken vertreiben und das Morgenroth ist demnach kein sicherer Prophet, daß es denselbigen Tag regnen werde.

2) Die Sonne zieht Wasser, es wird bald regnen. So pflegt man sich gemeiniglich auszudrücken, wenn man dunkle Streiffen in der Luft sieht, die wie Piramiden, oben von den Wolken her schmal und gegen die Erde herunter breiter werden. Es ist aber ausgemacht, die Sonne kann kein Wasser ziehen. Diese Streiffen entstehen alsdann, wenn die Sonne, die hinter einer Wolke steht, eine kleine Oeffnung durch dieselbe bekommt, so, daß sie einige Stralen durch solche auf die Erde werfen kann. Diese

Sonnenstralen werden dann wegen dem schwarzen Wolkenboden, aus dem sie schießen, desto sichtbarer und machen auch die wässerichten Dünste, die in der Luft sind sichtbarer. Da nun in solch einem Fall die Luft voll Wasser ist, so ist sehr wahrscheinlich, daß es bald regne, wenn anders die Dünste nicht vom Wind zerstreut werden.

3) Wenn ein Regenbogen steht, so regnet es bald. Diese Regel ist unrichtig ausgedehnt, denn der Regenbogen erscheint entweder gerade vor oder nach dem Regen, allzeit vor der Sonne gegenüber, denn die Sonnenstralen brechen sich in den gegenüberstehenden und durch die Luft sanft herabfallenden Regentropfen.

4) Wenn es an Medardi oder Johannistag, oder an Mariä Heimsuchung regnet; so soll es vierzig Tage an einander regnen. Keiner dieser Tage hat so etwas besonders an sich, daß es vierzig Tage regnen sollte, wenn es an einem derselben geregnet hat. So viel ist möglich, daß um die Zeit, da sie einfallen, die von dem Winter zurück gebliebene Feuchtigkeiten durch die immer größer werdende Wärme nach und nach aufgelöst werden, aber das ist der Erfahrung nicht gemäß, daß es vierzig Tage hernach regnet.

Trockener März, nasser April, kühler May, füllt Scheuren, Keller und bringt viel Heu. Wenn bemeldte Monate so beschaffen sind, wie es hier angezeigt ist, so giebt es wahrscheinlich viel Frucht; denn wenn die Erde im März trocken ist, so läßt sie sich wohl pflügen und die Saat des Sommerkorns geschieht nach Wunsch. Durch die Näsſe des Aprils kann der Saame keimen und aufgehen

und bey der Kühle des Mays überwächst sich das Getreide nicht. Es giebt auch Heu. Bey großer Nässe wächst kein Gras; es fängt erst recht an zu wachsen, wenn der Boden sich gesetzt, dabey aber locker und feucht ist. Im Frühling sind die Winde stark und trocknen den Boden zu sehr aus, wenn der April trocken ist. Ist der May zu warm, so duftet die Kraft der Pflanzen weg und es giebt kein kräftiges Gras. Der Weinstock treibt im April Augen und schlägt im May wirklich aus. Da er aber einen starken Trieb hat und daher viel Nahrung braucht; so ist für ihn ein trockener März, feuchter April und kühler May sehr zuträglich. Dennoch aber hängen von diesen Monaten die Schicksale des Weinstocks nicht allein ab.

Die unvernünftigen Thiere folgen mehr als der Mensch den Sinnen und sinnlichen Eindrücken, daher können sie leicht Wetterpropheten seyn. Man hält daher das Krähen der Hahnen zu ungewöhnlicher Zeit für ein Zeichen, daß das Wetter sich ändern werde, auch das Schreyen der Eulen in der Nacht. Wenn die Regenwürmer häufig aus der Erde hervorkommen, die Bienen nicht aus ihren Stöcken heraus wollen, oder bey selbigen in der Nähe bleiben, die Bremsen, Fliegen, Mücken und Flöhe sehr stechen, Enten und Wasservögel untertauchen, die Spinnen hervorkommen und die Hunde Gras fressen, so sind dies Anzeichen von bevorstehendem Regenwetter.

Wenn die Schneegänse fliegen, so ist der Winter nahe. Die wilden Gänse merken die Annäherung des Winters und begeben sich daher aus kleinen Wässern in größere, die nicht so leicht überfrieren.

Der

Der Winter hat vertragen, er wird nicht kalt. Wenn sich der Winter frühzeitig, etwa um Martini, durch Schnee und Frost zeigt, so bedient sich das Volk dieses Sprüchleins, das aber gegen die Erfahrung ist.

57. Ob das Vieh gedeihe, wenn man aus dem Stall die Spinnengewebe wegfegt?

In die Ställe ziehen sich, der Wärme und Nahrung halber, viele Mücken, welche dem Vieh beschwerlich werden. Treibt sie das Vieh durch Bewegung des Schwanzes von sich, so gerathen sie leicht in die Spinnengewebe. Diese finden also dadurch ihren Untergang und das Vieh kann leichter gedeihen.

58. Ob das Garn weisser werde, wenn man bey der Wasche desselben brav lügt.

Vielleicht bewunderte einst ein Weib das weisse Garn ihrer Nachbarinn und fragte nach dem Mittel, es so weiß zu machen. Sie sagte ihr, daß gute Lauge hiebey das beste thun müsse. Jene schrieb es in ihr Koch- oder Hausbuch, ließ aber im Wort Lauge aus Versehen den Buchstaben a weg und da ward Lugen aus Laugen. Wollte nun eine andere Hausmutter weisses Garn haben, so rieth man ihr aus dem Koch- oder Hausbuch, daß man beym Waschen desselben brav lügen müsse, und so entstund dieser Aberglaube, denn zwischen dem Lügen und Garnwaschen ist doch sonst keine Verwandtschaft einzusehen.

59. Wenn man am Ostertag vor Sonnenaufgang aus einem Bach Wasser holt, ohne jemand zu grüssen, noch dem, von welchem man gegrüßt wird, zu danken, so bleibt dies Wasser immer frisch und hat besondere Kraft die Haut vor Ausschlag zu bewahren.

Das Wasser im Märzmonat, wenn die Erde stark dünstet, hat, vermöge seiner besondern Eigenschaften, die Kraft, der Fäulniß zu widerstehen und sich gut zu erhalten. Man kann es in Gläsern und Gefässen frisch wohl ein Jahr lang aufheben. Sammelt man noch überdas dieses Wasser vor Sonnenaufgang, ehe noch die wärmenden Sonnenstralen im Wasser und in der darinn befindlichen Luft eine Veränderung hervorbringen konnten, so ist es desto besser. Geschieht nun dies Wasserholen am Ostertag, oder nicht, das ist einerley, man darf auch jedermann grüssen, oder demjenigen schönen Dank geben, von dem man gegrüßt wird.

60. Wenn eine schwangere Frau einem armen Sünder, welcher hingerichtet wird, nachgeht, so stirbt ihr Kind eben desselben Todes.

Die Einbildungskraft einer schwangern Frau ist allezeit sehr rege und ihr Gemüth jedem Eindruck geöffnet. Es kann also gar leicht allerley schlimme Folgen haben, wenn sie einem so fürchterlichen Auftritt, als die Hinrichtung eines Missethäters ist, in einem solchen Zustand beywohnt. Um also vor diesen Folgen zu warnen, hat man die oben angeführte Regel erdacht. Hundert und tausend schwangere Personen würden nicht zu erschrecken seyn, wenn man ihnen natürlich erklärte, wie schädlich es ihnen und ihren Leibesfrüchten seyn kann, aber sagt irgend

eine alte Base so etwas, so bleiben sie hübsch zu Hause und nehmen sich in Acht.

61. Was sterben soll, stirbt doch.

Sterben müssen wir alle, das ist einmal das Loos der Menschen, aber dieser sonst so wahre Spruch kann sehr gemißbraucht werden. Wenn eure Uhr zerbrochen ist, so bringt ihr sie zu einem Sachverständigen Künstler und laßt ihr helfen. Der menschliche Körper aber ist wie ein Uhrwerk. Wenn darinn eine Unordnung vorgeht und man begegnet derselben nicht bey Zeiten, so kann die gänzliche Zerstörung daraus folgen. Der Höchste läßt Kräuter und andere wohlthätige Dinge aus der Erde wachsen, und giebt Menschen die Geistesgaben, zu prüfen, welche in dem und jenem Fall der zerbrechlichen Maschine nützlich seyn können. Wer nun diese Hilfe thörichter Weise verachtet und das Sprüchlein anführt: „Was sterben soll, stirbt doch;“ der ist selbst Schuld, weil er die Mittel aus Aberglauben zu gebrauchen unterläßt, deren er sich hätte bedienen sollen.

Ich habe einmal eine Frau gekannt, die ein einziges schönes und geliebtes Kind hatte. Ihre Furcht, daß es vielleicht an den Blattern sterben könnte, war ungemein groß, dennoch wollte sie sich nicht dazu verstehen, es einpfropfen zu lassen. Ich und andere sagten ihr, daß die berühmtesten Aerzte es für das beste und sicherste Mittel hielten, wir führten ihr mehrere glückliche Beyspiele davon aus ihrem eigenen Wohnort an; — umsonst, sie meynte: was sterben solle, sterbe doch und was Gott erhalten wolle, bleibe am Leben. Alle Gegenvorstellungen halfen nichts. — Das Kind bekommt die Blattern und — stirbt. Nun wollte die gute

Mutter von Sinnen kommen und das um so mehr, weil zwey Kinder aus ihrer Verwandtschaft, denen die Blattern eingepfropft waren, sie sehr glücklich überstanden hatten.

Weil ich eben zufälliger Weise auf diese Materie gekommen bin, so glaub ich, muß ich zum Besten meiner Leser mehr davon sagen.

Seitdem die Blattern zu uns nach Europa kamen, sind tausende durch sie hingerafft, oder auf ihr ganzes Leben, z. E. durch blinde Augen, unglücklich gemacht worden. Nach langem Nachdenken und Ueberlegen haben endlich die Aerzte ein geschicktes Mittel entdeckt, dieses Uebel in seine Grenzen zu verbannen und ihm wenigstens einen großen Theil seiner Schädlichkeit zu nehmen. Sie machen nämlich einem gesunden Kind, das von den Blattern noch nicht angesteckt ist, eine leichte Oeffnung in den Arm und legen in diese Oeffnung einen Faden, der mit Blatterngift angefeuchtet worden ist. Das Kind bekommt nun zu gehöriger Zeit sein Fieber und die Blattern zeigen sich. Was sie aber unschädlich macht, ist dieses, daß das meiste Gift bey der Oeffnung am Arme herausfließt und sich nicht an Theile des Leibes zieht, wo es schädliche Folgen hinterlassen könnte; und dann auch, daß die Aerzte anrathen, die Kinder fleißig der Bewegung und der wohlthätigen frischen Luft genießen zu lassen. Dies ist die ganze Sache, gegen die man schrecklich viele Einwendungen hat, von denen ich einige mit ihren Abfertigungen (die ich einem gelehrten holländischen Prediger abborge) berühren muß.

1) Man muß, sagt man, nichts Böses thun und wenn auch Gutes daraus erfolgen sollte. Das ist wahr, nur ist die Frage, ob es etwas Böses sey, wenn man einem

Kind die Blattern inoculiren läßt? Kluge Leute sagen, es sey blos eine nöthige Vorsicht, daß die Krankheit nicht gefährlich werde.

2) Nicht alle Kinder bekommen die Blattern, warum soll man sie also der Gefahr aussetzen? Es bekommen sie aber die meisten und wer steht euch dafür gut, daß gerade eure Kinder die glücklichen sind, welche verschont bleiben? Werden die Kinder angesteckt (das ihr die natürlichen Blattern nennt,) so lauft ihr Gefahr, daß sie daran sterben, hingegen kann man zweytausend gegen eins wetten, daß die Blattern, welche eingepfropft worden sind, nicht schaden; das hat die Erfahrung bewiesen.

3) Wer bürgt mir dafür, daß die inoculirten Kinder nicht noch einmal angesteckt werden? Das ist eine vergebliche Furcht. Man hat sogar Personen, die durch die Inoculation wenig Blattern bekamen, noch einmal inoculirt, und sie habens nicht wieder bekommen. Man hat andere inoculirt, die ehemals schon angesteckt waren, auch diese bekamen keine Blattern mehr. Das ist doch Erfahrung genug, gegen jene Einwendung.

4) Es bleibt doch immer Gefahr dabey; Gefahr für die Gesundheit, Gefahr des Todes; es ist also unbedachtsam, so ein Mittel zu wählen. Gegen Nebenzufälle kann kein Arzt sichern. Fast allzeit aber, das weiß man gewiß, hat die Inoculation glückliche Folgen. Ich lebe selbst an einem Ort, wo in einem einzigen Sommer sechs und zwanzig Kindern die Blattern eingepfropft worden sind und alle sind bis auf den heutigen Tag frisch und gesund, da hingegen andere, welche angesteckt worden sind, theils sterben,

theils böse Augen und aufs wenigste starke Pockennarben davon getragen haben. Endlich ist es allezeit vernünftiger, aus zwey Uebeln das geringere zu wählen und daß die angesteckten Blattern das größere Uebel sind, das hat die Erfahrung hundertmal bewiesen. Nach der genauesten Ausrechnung weiß man, daß die Gefahr bey der Einpfropfung mit der, worinn sich die Kinder in den sogenannten natürlichen Blattern befinden, in gar keine Vergleichung kommt.

5) Wenn ich aber in meiner Hoffnung mich betrogen sah! Wenn ein geliebtes Kind nach der Inoculation und an ihren Folgen stürbe! Barmherziger Gott! was für Vorwürfe würde ich mir machen müssen? Vorwürfe? daß ihr Leuten gefolgt habt, die richtige Kenntniß von der Sache haben? Ich denke, ihr habt als vernünftige Leute gehandelt, der Ausgang steht allzeit in Gottes Hand, wie in jeder Krankheit, gegen die ihr euch der Hilfe des Arztes bedient. Stirbt das Kind und ihr habt dem Rath des erfahrnen Arztes — der besser, als ihr, wissen muß, was gut sey, nicht Gehör gegeben, dann, meyne ich, sollten in der That Vorwürfe sich einstellen. Es ist unsre Schuldigkeit, gegen Uebel Mittel zu gebrauchen, welche die Erfahrung als bewährt zeigt. Wer sich dieser Mittel bedient, und der Versuch schlägt dennoch fehl, wird sich eben so vernünftig wieder zu beruhigen wissen. Er wird sich sagen: ich habe nichts versäumt, sondern alles gethan, was man von mir fodern kann. Ich habe dasjenige Mittel gebraucht, welches mir der Arzt als das beste rühmte, das fast immer gute Wirkung thut; aber Gott hat das Mittel nicht nach meinem Wunsch gesegnet. Ich habe mir also wenigstens nichts vorzuwerfen. Er ist der Herr, er thue, was ihm wohlgefällt.

62. Welches Mädchen in der Christnacht in den Bronnen schaut, entdeckt darinn ihren Bräutigam.

In der Christnacht wird bekanntlich sehr vieler Aberglaube getrieben, wovon ich bereits oben das Bleygießen, Schatzgraben u. s. w. erwähnt habe. Wenn alles Forschen nach verborgenen Schicksalen so übel abliefe, wie einst dieses, daß zwey Dirnen ihren künftigen Bräutigam im Brunnen sehen wollten, so möchte dieser Aberglaube wohl nach und nach ausgehen.

Ein glaubwürdiger Mann, dessen ich mich bey Verfertigung dieses Wunderbüchleins öfters bedient habe, erzählt folgende traurige Begebenheit. Einst verabredeten sich zwey Bauernmädchen, sie wollten, wenn es in der Christnacht Mondschein wäre, in ein nahegelegenes Wäldchen gehen und in dem Brunnen daselbst ihres Bräutigams Angesicht zu sehen trachten. Ein Bauerkerl hörte es, gieng eher als sie dahin und stieg auf einen Baum, der nahe bey dem Brunnen stund. Voll Begierde kamen die beyden Mädchen und der Kerl legte sich mit dem Oberleib etwas zu stark hervor, so daß er aus dem Gleichgewicht kam und in den Brunnen hinab stürzte. Halb todt vor Schrecken und Entsetzen liefen die Mädchen davon und eine soll sogar an den Wirkungen der Furcht hernach gestorben seyn.

63. Wenn in einem Haus ein Licht brennt, so kann der Blitz nicht einschlagen.

Das kann nicht jedes Licht bewirken, sondern — wie der Aberglaube wähnt — nur dasjenige, welches am Lichtmeßtag geweiht worden ist. Andere glauben, jedes Licht habe diese Kraft; allein eins wie das andere ist eitel Posse. Wenn ihr mit Ver-

stand und Aufmerksamkeit gelesen habt, was ich oben von Donnerwettern überhaupt und von Blitzableitern gesagt habe, so hab ich wohl nicht nöthig, jetzt diesen Aberglauben noch einmal herunter zu setzen.

64. Wer heimlich die Grenzsteine verrückt, muß dabey umgehen, (spucken.)

Daß die Grenzen unverrückt bleiben sollen, ist von den ältesten Zeiten hergebracht und bey den Israeliten war sogar der Fluch darauf gesetzt, wenn es von jemand geschehe. Bey den Heiden giengen bey Setzung der Grenzen allerley abergläubischen Gebräuche vor und daher hat sich auch manches bey den Christen erhalten, unter anderm dieses, daß wer die Grenzen heimlicher Weise verrücke, müße — um seine Sünde abzubüßen — dabey spucken. Vielleicht dachte derjenige, welcher diesen Aberglauben erfand, alles Verbot möchte nichts helfen, diese Drohung aber die gewünschte Wirkung thun. Die Grenzen, welche euer und eurer Nachbarn Eigenthum scheiden, sollen euch darum heilig seyn und unangetastet bleiben, weil ihr, wenn ihr sie verrückt, euren Nachbarn von dem ihrigen boshafter Weise etwas hinwegnehmt und das ist ein wahrer Diebstahl, der in keinem Fall erlaubt ist und seyn kann.

65. Wer bey Nacht in den Spiegel sieht, erblickt darinn den Teufel.

Wer viel in den Spiegel schauet, giebt zu erkennen, daß er ein ziemlich eitles Geschöpf sey. Bey der Nacht ist es meistentheils unnöthig, in den Spiegel zu sehen. Um also vielleicht einem eiteln Jungferchen oder Pürschchen die Unart abzugewöhnen, wußte man nichts bessers, als zum Teufel, als einem allgemein bekannten Schreck-

bild, seine Zuflucht zu nehmen, denn dieser hatte zu allen Zeiten viel Einfluß auf angebrannte Hirnschädel.

66. Wenn man einen Sohn „Adam“ und ein Mädchen „Eva“ heißt, so werden sie sehr alt.

Daß ein Name gut sey, in einem andern hingegen etwas fatales stecke, ist ein alter Aberglaube, der auch schon bey den Heiden regiert hat. Weil nun Adam und Eva zu einer reinen Glückseligkeit auf Erden geschaffen waren, so glaubt der Aberglaube, daß diese Glückseligkeit auf diejenigen komme müsse, die ihre Namen führen; allein ich habe selbst Leute gekannt, die so hießen und darum nicht ein Haar breit glücklicher waren, als andere mit andern Namen.

67. Wenn der Himmel blutig ist, bedeutet es Krieg.

Der Himmel kann roth seyn, wenn entweder in der Nachbarschaft eine Feuersbrunst ist, oder durch eine Lufterscheinung, die man Nordschein nennt, welche seit ungefähr zehn Jahren sich häufiger zeigt, als sonst. Der Naturforscher sieht es ohne Beben und Staunen an, aber der Pöbel zittert dabey und damit es noch bedeutungsvoller sey, schafft er mit seiner schöpferischen Einbildungskraft noch Ruthen, Schwerter und alle Kriegsinstrumente in die schöne Röthe des Abendhimmels, um sich selbst zu quälen.

68. Die Kinder gedeihen nicht, wenn sie beschrien sind.

Wenn ein Kind nicht gedeihen will, so sagen die alten Weiber: es ist beschrien. Dieser Ausdruck will so viel sagen, als: man hat das Kind zu früh für stark, groß und vollkommen ausgegeben. So sucht der Aberglaube Ursachen auf und

geht die natürlichen immer vorbey. Warum manche Kinder nicht gedeihen wollen, das ligt an den Windeln. Denn wenn sie zu fest eingewickelt und eingeschnürt werden, so kann sich ihre Brust und der Unterleib nicht so frey ausdehnen, als zum Athemholen nöthig wäre. Das Athemholen und die Verdauung werden also gehindert. Im Magen entstehen Unordnungen, in den Gedärmen aber von den unverdauten Theilchen der Speisen krampfhafte Bewegungen.

Manche Kinder verlieren auch ihr Gedeihen, wenn man sie auf die linke Hand setzt und gleichsam in der Luft tanzen läßt, um sie zum Schweigen zu bringen. Denn die rechte Hand legt man dabey dem Kind an die Brust und drück sie also. Die ausgestreckten Finger beugen die Seiten nieder, weil alles noch sehr weich ist, daher wird das Körperchen siech und kann nicht gedeihen. Sterben auch die Kinder nicht, so haben sie doch ihr ganzes Leben durch zu kränkeln, ohne daß man auf die rechte Ursache, warum sie so geworden seyen, fällt.

69. Zugabe von einigen wässerichten Lufterscheinungen.

Man versteht unter Lufterscheinungen alle diejenigen Veränderungen in unsrer Dunstkugel, die in die Sinne fallen. Die wässerichten entstehen aus den feuchten Dünsten, welche vom Erdboden und besonders aus dem Wasser, vermittelst der Wärme losgerissen und in Gestalt kleiner Bläschen in Bewegung gesetzt werden. Wie stark das Wasser ausdünste, könnt ihr daraus abnehmen, weil das mittelländische Meer an einem Sommertag fünftausend zweyhundert und achtzig Millionen Tonnen wegdampft.

So bald die Luft kühl wird, so treten die Dün-

sie aus dem Erdboden, der, als ein dichter Körper, noch Wärme behalten, in die Luft, und fallen vom Sonnenuntergang an bis wieder zum Aufgang in Tröpfchen herab und das ist der Thau.

Zuweilen schwizen Pflanzen und Blüthen eine ähnliche Feuchtigkeit aus, die man den Honigthau nennt; setzt sich ein staubichtes Wesen auf die Bäume, so nennt man es Mehlthau. Wenn dieser durch den Regen nicht bald von den Bäumen abgespühlt wird, so wird dadurch die Ausdünstung der Blätter gehemmt und das Ungeziefer herbeygelockt, welches darauf seine Eyer legt. Oft aber sieht man auch die Brut der Blattläuse für den Mehlthau an.

Wenn die Dünste sich zwar etwas höher, aber doch wegen ihrer Schwere nicht hoch genug über den Erdboden erheben können, so entsteht ein Nebel, der bisweilen sehr schwefelicht, dick und ungesund ist. Fallen die Nebel, so wird es schön Wetter, erhebt sie aber die Wärme, so nennt man diese in einer gewißen Höhe schwebenden Dünste Wolken. Je nachdem nun die Dunstbläschen, aus denen sie entstehen, dichter oder lockerer sind, und nachdem sie die Stralen der Sonne, gleichsam als geschliffene Gläser, brechen oder zurückwerfen, nachdem haben sie ihre verschiedenen Farben. Die höchste Wolke kann übrigens nicht über anderthalb Meilen hoch stehen.

Wenn die schwebenden und auf den Fittigen der Winde vorbey fahrenden Dünste sinken und im Herunterfallen noch andere mit sich nehmen, so regnet es. Nachdem nun viel oder wenig Dünste im Fallen einander berühren, nachdem giebt es Staubregen, oder im Gegentheil starke Regen, Platzregen und verderbliche Wolkenbrüche.

Die Fenster schwitzen, wenn die in der

wärmern Luft des Zimmers schwebenden Dünste an den kalten Fensterscheiben ihre Bewegung verlieren. Ist die äußere Luft schon sehr kalt, so gefrieren diese Dünste. Erfolgt schnelles Thauwetter auf eine strenge Kälte, so gefrieren die lauen Dünste an den noch ganz erkälteten Mauern und man sagt: es schwitzt die Wand.

Wenn der Thau auf die kalte Erde fällt, so entsteht der Reif. — Das Glatteis aber ist der an den Steinen gefrorne zarte Regen. Wenn die Dünste sogar in den Wolken schon gefrieren, sich an einander hängen und ihrer Schwere halber sinken, so schneyt es. Da nun diese als Krystalle in sechseckichten Figuren herunter fallende Flocken voller Luft und bläsicht sind, so sehen sie weiß aus. Die Schlossen hingegen sind viel dichter. Es sind eigentlich Tropfen, die aus den Wolken fallen. Wenn sich nun damit sehr feines und flüchtiges Salz in der höhern, stets kältern Luft, vereinigt; so gefriert plötzlich der weisse Kern, den man im Hagel wahrnimmt. Diese Dünste nutzen zur Nahrung der Pflanzen und wenn gleich ihre Verrichtungen nicht ein Jahr wie das andere in der nämlichen Ordnung vorgehen, so wird doch durch diese wohlthätigen Ausflüsse des segnenden Himmels eine beständige Fruchtbarkeit des Erdbodens erhalten.

Von allerley merkwürdigen Thieren.

Auch von Thieren, zum Exempel feuerspeyenden Drachen, fliegenden Drachen, Basilisken, Phönixen und dergleichen, hat man euch, lieben Leute! viel elendes und falsches Zeug erzählt, und das, was an den Sachen wahr ist, mit einer Menge Fabeln verstellt. Hört mir zu, ich will euch getreulich die Wahrheit sagen, denn das, was ihr von mir hört, haben gelehrte Leute, die man Naturforscher nennt, schon lange untersucht und nach vielen angestellten Proben, Versuchen und Vergleichungen, als richtig befunden. Zuerst will ich euch nun vom

70. Feuerspeyenden Drachen

erzählen.

Wie der oder jener seinen großen Reichthum von einem Drachen bekommen habe, wie ein Drache zum Schornstein hineingeflogen sey, wie er denn eine große Menge alte Gold- und Silbermünzen auf den Herd gespieen; davon habt ihr sicherlich schon in eurer Jugend von alten Mütterchen mit Schaudern und Entsetzen gehört. In allen Geschichten von vorgegebenen Schätzen, die bey Nacht brennen, hat allzeit der Drache sein Amt und Wesen und hauset mit Feuer und Gift, daß es erschrecklich ist.

Die Drachen sind auf folgende Weise zu der Ehre gekommen, daß sie bey allen beschwerlichen Unternehmungen zu thun haben. Bey den alten Griechen, damit man die Götter und Halbgötter dem Volk recht groß und ehrwürdig machen möchte, erzählte man allzeit von ihnen, daß sie schreckliche Ungeheuer zu bekämpfen gehabt, und glücklich überwunden haben, denn bey einem noch rohen Volk gilt Leibesstärke vorzüglich viel. Indessen haben eure Mütterchen das wohl nicht von abentheuerlichen Geschichtschreibern oder alten Poeten ge-

lernt, sondern der Glaube an die Drachen beruht auf einer ordentlichen Volkssage, mit der es so zugieng.

Die ältesten nordischen Völker lebten in beständigen Kriegen. Entweder wurden sie von Feinden angegriffen, die sie aus ihren Besitzungen vertreiben wollten, oder sie fiengen mit andern Händel an. Nach ihren Begriffen gab Tapferkeit allein wahre Ehre und deckte hundert andere Fehler zu.

Die sogenannten Festungen wurden damals, als die Befestigungskunst noch in ihrer Kindheit war, auf den Spitzen der höchsten Berge angelegt. Aus Feldsteinen und Thon wurde eine Ringmauer gezogen, welche in der Sprache der alten Schweden Ormar, (Schlange,) oder Drakar, (Drache) hieß; weil sie sich in einem Kreise, wie eine Schlange, um die Besatzung und deren Angehörige herum zog. Hier bewahrte man auch die Töchter der Fürsten und Großen. Wer sie nun erobern wollte, mußte erst durch solche Mauern brechen, ehe er in den Besitz des Schatzes kommen konnte.

Wenn sichs nun einer gelüsten ließ, mit seiner Mannschaft, die Schlange oder den Drachen, — das ist die Mauer — zu bestürmen; so warfen die Belagerten nicht nur Steine auf ihn, sondern goßen ihm auch siedendes Wasser, brennendes Pech und Theer entgegen und schleuderten angezündete Reiser hergab auf ihn zu. Dem angreifenden Theil blieb nun nichts übrig, als sich durch Schilde und eine Art von Dach, unter welchem eine ganze Menge sicher stand, zu schützen und dann sich durchzuarbeiten. Wenn nun irgend ein Mächtiger das Abentheuer bestanden hatte, so besangen ihre Poeten, die man Skalden nannte, diese Heldenthat, da mußte denn natürlicher Weise die Ringmauer den Namen Drache oder Schlange behalten, das brennende Pech wurde in schwarzes,

flammendes Gift und die Reiser in glühende Kohlen verwandelt, womit der Drache den Helden aus seinem Schlunde bewillkommt haben sollte. Weil die Mauer das stärkste Hinderniß für den Helden war, so wurden auch von dem Drachen die schrecklichsten Dinge erzählt. Das Volk hörte die Lieder, den nächsten Geschlechtern war die Deutung noch bekannt; aber nachdem die alten Festungen ihre ehemalige Gestalt verloren und die Art sie zu vertheidigen sich geändert hatte, so fiel auch die Deutung der Lieder weg. Was sonst Bild — jedermann verständiges Bild — gewesen war, wurde nun für die Sache selbst, nämlich für die Mauer, ein wirklich wahrhafter Drache genommen.

61. Der fliegende Drache.

Daß es keine wahre lebende Drachen gegeben habe, sollte aus dem vorhergehenden nun verständlich seyn. Weil aber dieses Bild in den Köpfen fest saß und man eine andere ungewöhnliche Naturerscheinung bemerkte, so wurde sie, weil man sie nicht verstand, auf Rechnung des Drachen gesetzt. Es ist aber nichts anders, als daß manchesmal ein unförmlicher Klumpe von schwefelichten und feurigen Dünsten sich in der Luft sehen läßt, dem die Einbildungskraft Kopf und Schwanz andichtet. Wenn nun dieser Klumpe in der Luft herumflattert und endlich an einen Ort kommt, wo sich viele aufgelößte Feuertheilchen befinden, oder wo Rauch ist, und also z. E. über einen Schornstein; so geräth er vollends in Brand, zerfällt und dann heißt es bey den Einfältigen, die es nicht besser wissen, der Drache sey diesem oder jenem ins Kamin geflogen.

72. Der Basiliske.

Dieses gräuliche Thier soll einem zweybeinigten Vogel mit starken Klauen und einem langen Halse

gleichen. Auf dem Kopf haben sie, nach der gewöhnlichen Erzählung, drey Hörner, gleich einer Krone. Der Rachen ist mit spitzigen Zähnen besetzt, die Augen groß, feurig und mit einem gelben Ringe. Am Hinterkopfe, Halse, Rücken und dem Schwanz sind sie mit Stacheln versehen und diese Stacheln haben die Gestalt eines Pfeils. Den ganzen Leib decken Schuppen und auch die Flügel bestehen aus einer schuppichten Haut. Er entsteht aus dem Ey eines fünfzehen jährigen Hahns. — Da ist nun freylich alles schreckliche und wunderbare beysammen, womit man ein fürchterliches Thier beschreiben kann. Wenn ihr ein wenig darauf Acht haben wollt, so müßt ihr einsehen, daß es so unmöglich da seyn kann. Sagt, müßte nicht Gott die ganze Natur umkehren, wenn aus dem Ey eines fünfzehn jährigen Hahns ein solches Thier entstehen könnte, denn hat wohl jemals, so lange die Welt steht, ein Hahn ein Ey gelegt?

Aber, werdet ihr fragen, wie ist man dann darauf gefallen, so ein Thier zu erdichten? — Das ist so zugegangen. Es giebt einige Thiere, die mit der Beschreibung des Basilisken in etwas überein kommen, z. E. die fliegende Eidexe — man nennt auch eine Gattung derselben Basilisken Eidexe, — und der sogenannte Seedrache. So ein Thier hat man vielleicht einmal in einem Keller gefunden, und die gemeinen Leute, die nichts von der Naturgeschichte wissen, ließen es alsdann aus einem Hahneney entstehen. Weil nun die fliegenden Eidexen und Seedrachen bey uns sich sehr selten sehen lassen, so habt ihr nicht Ursache, euch vor dem giftigen Anhauchen der Basilisken zu fürchten.

73. Der Vogel Greif.

Im gehörnten Siegfried und in der schönen Magellone spielt der Vogel Greif eine nicht unbedeutende Rolle. Er hat den Leib eines Löwen, Kopf und Hals eines Adlers, zwey ausserordentlich große Flügel und einen ungeheuer langen Schweif. Er ist so stark, daß er einen Reuter mit dem Pferd, sogar ein Schiff voll Leute hinträgt wo er will.

Zur Erdichtung dieses Vogels hat der große Vogel Condor, der sich in den Wüsten von Afrika, von Peru und Chili aufhält, auch der Greifengeier genennt wird, Gelegenheit gegeben. Der Condor ist größer und stärker, als der Adler, und wagt es, den stärksten Ochsen anzugreifen. Er hackt sich in seinen Rücken ein und reißt ihm die Eingeweide aus dem Leibe. Man sagt, er fürchte auch den Menschen nicht und raube ihm seine Kinder. Hirsche, Rehe und Schafe sind ihm eine ganz leichte Beute. Mancher mißt von einem Ende des ausgebreiteten Flügels bis zum andern achtzehn Schuhe, oder neun Ellen. Wenn er auf den Raub ausgeht, so soll es seyn wie eine Windsbraut, oder ein Donner. Auch in Europa giebt es einen Vogel, wenigstens halb so groß als der Condor, der zuweilen gefährlich wird. Er heißt der Lämmergeyer, und läßt sich manchsmal in den Alpen der Schweiz sehen, wo man hie und da die Knaben, welche die Heerden hüten, anbindet, damit er sie nicht durch die Lüfte wegführen kann.

74. Der Phönix.

Das ist wieder ein ganz besonderer Vogel! Man sagt, Arabien sey sein Vaterland, er werde hundert Jahre alt und immer gebe es nur einen einzigen. Aber wie geht das zu, er stirbt ja, wenn

er hundert Jahre alt ist? — O, dafür ist bereits gesorgt. Der Phönix, wenn er alt und stumpf ist, nicht mehr gehen und fliegen kann, trägt dürres Holz und Reiser zu einem Nest zusammen, setzt sich darauf und weht so lange mit den Flügeln, bis sich das Holz durch die Sonnenhitze entzündet. Obgleich nach gemeiner Erfahrung durch den Wind die Hitze abgekühlt wird, so erzählt man es wenigstens doch so. Kurz, der Phönix verbrennt sich ganz und gar mit dem Neste und aus der Asche steigt ein junger, neuer und schöner Vogel hervor.

Dieser Vogel ist nie in der Welt gewesen, sondern die Alten haben dieses Sinnbild gebraucht, um dadurch zu lehren, daß die Seele des Menschen unsterblich sey. Die alten Griechen, Römer und andere Völker haben ihre Todten nicht begraben wie wir, sondern verbrannt. Vielleicht wollten sie durch das Verbrennen des Phönix auch andeuten, daß alles, was die Seele irrdisches und unreines an sich habe, durch das Feuer, welches das reinste Element ist, ausgeglüht werde, denn das Feuer kann nichts Fremdes an sich leiden.

75. Der Pelikan.

Es lebt in andern Welttheilen eine Gans — aber noch einmal so groß als unsre Gänse — welche die Kropf- oder Beutelgans heißt. Diese ist ein vollkommener Fischer. Am Halse hängt ihr ein Beutel herab, der so groß ist, daß er etliche Maaß Wasser faßt, und ihr statt eines Fischernetzes dient. Diesen Beutel läßt sie ins Wasser und wenn er von Wasser und Fischen voll ist, so eilt die Mutter mit dieser Last, die sie oft fast niederzieht, nach dem Ufer, in dessen Nachbarschaft die Jungen in ihrem Nest sitzen, und leert ihren Vorrath vor ihnen aus. Ehe nun die Jungen die Fische verzehren, beißt die Alte diesen vorher

die Köpfe ab. Durch dieses Kopfabbeissen wird die Mutter blutig und eben dieser Umstand hat zur Fabel vom Pelikan Gelegenheit gegeben. Ein unaufmerksamer Reisender sah vielleicht die blutige Brust der Mutter, sah die Jungen fressen und glaubte nun — was man nachher vom Pelikan erzählte — sie habe sich die Brust aufgeritzt, um ihre Jungen mit ihrem Blut zu ernähren. Und so wie der Phönix das Bild der Unsterblichkeit abgab, so sehen wir im Pelikan das Bild der mütterlichen Liebe, und nicht nur Bild, sondern meistentheils Wahrheit. Denn opfert nicht manche Mutter den Kindern ihre blühende Gesundheit, Leben und Blut auf? besonders diejenigen, welche ihre Kinder selbst säugen. Hängt da nicht mancher Säugling an der Brust der Mutter, die ihm ihre besten Säfte zu trinken giebt und durch den Verlust derselben wie ausgemergelt wird? Billig kann man, um das Bild der mütterlichen Liebe zu vollenden, dazu rechnen die vielen schlaflosen Nächte einer treuen Mutter, die Pflege kranker Kinder, die Angst bey Gefahren der Kleinen, die Sorge für Nahrung und Kleidung, die Erhaltung der so nöthigen Reinlichkeit u. s. w.

Noch etwas von der Kunst der Kropf-Gans im Fischen will ich anfügen. Sie ist hierinn nicht nur für ihre Jungen geschickt, sondern selbst für die Menschen. Die Indianer bedienen sich ihrer bey ihren Fischereyen. Sie bemerkten ihre Kunst und richteten sie ab, daß sie die Fische ihnen bringen und ihren Sack vor ihnen ausleeren muß. Sie lassen sich zweymal ins Wasser schicken, aber wenn sie das drittemal mit ihrer Beute kommen, so geben sie ihren Fang nicht mehr den Menschen, sondern behalten ihn für sich und ihre Jungen, gleichsam als ein Jägerrecht.

76. Der Salamander.

Dies ist eine Eidexe, von der man gefabelt hat, daß sie im Feuer nicht verbrenne, sie möge darinn liegen, so lang sie wolle. Sie ist eine Spanne lang und kaum Fingers dick, sieht oben glänzend schwarz und unten gelblicht aus. Auf dem Rücken hat sie zwo Reihen Warzen, aus denen eine weisse Feuchtigkeit heraus schwitzt, mit der sie, wenn sie in ein Feuer geworfen wird, die Kohlen um sich herum allmählig auslöscht, endlich unbeschädigt fortläuft und wieder auf die Fliegenjagd ausgeht. Wirft man sie aber in ein allzustarkes Kohlfeuer, so verbrennt sie.

77. Der Biber.

Der Biber oder Kastor ist zwar kein Thier, von dem man besonders viel gefabelt hat, aber weil er so ein künstlicher Baumeister ist, möcht ich gerne etwas von ihm erzählen.

Der Biber ist fast so groß als ein Schaaf, hat einen spitzigen Rattenkopf, einen flachen schuppichten Schwanz, kurze mit fünf Klauen besetzte Füße und über den ganzen Leib schwarzbraune zarte Haare, lebt und wohnt an Flüssen, Seen und Teichen, frißt Baumrinden und Laub, wirft alle Jahre zwey bis drey Junge und wird fünfzehn auch zwanzig Jahre alt. Seine Vorderfüße sind um ein merkliches kleiner, als seine Hinterfüße, die Zehen daran frey und mit keiner Schwimmhaut besetzt; an den Zehen seiner Hinterfüße aber hat er eine Schwimmhaut, um damit im Schwimmen gut rudern zu können. Man ißt sein Fleisch und hält seinen Schwanz und seine Zunge für etwas sehr delikates. Sein Schwanz ist ungefähr eine halbe Elle lang und fast eine viertel Elle breit, kaum einen Mannsdaumen dick und über und über mit

Schuppen bedeckt. Am Ende sieht er aus, als wenn er abgebissen wäre. Seine Haare stehen in sehr hohem Werth. Man macht davon feine Hüte, Strümpfe und Handschuhe, die man unter dem Namen Kastorhüte und Kastorstrümpfe verkauft. Die Indianer kleiden sich auch in sein Fell und machen aus seinen Zähnen Messer und Gabeln.

In Europa halten sich die Biber nicht viel auf, denn es ist zu sehr angebaut, sie müssen sich also immer vor den Nachstellungen der Menschen verbergen. Ihr wahres Vaterland ist Amerika und vorzüglich die Provinz Kanada, denn dort giebt es zu tausenden und wo sie ihre Wohnungen aufgeschlagen haben, da sieht es nicht anders aus, als ob etliche hundert Indianer in einem Dorfe beysammen wohnten.

Ihre Art sich anzubauen ist besonders merkwürdig. Sie beissen gewöhnlich Bäume ab, die am Ufer stehen, damit sie in das Wasser fallen. Sollte der Baum aber aufs Land fallen, so ziehen und schleppen sie ihn ins Wasser, setzen sich darauf und rudern nun an den Ort hin, wo sie ihr Haus bauen wollen. Einige setzen sich auch wohl nur auf einen Ast und schwimmen davon, dann dienen ihnen ihr Schwanz und die Hinterfüße statt des Ruders. Sind sie an Ort und Stelle, so geht es hurtig aufs Arbeiten los. Einer thut dies, der andere jenes, denn es arbeiten gemeiniglich zwanzig bis dreyßig an einem Hause gemeinschaftlich mit einander. Einige beissen die Aeste von dem herbeygeführten Baum ab und behauen sie zu Pfählen; andere tauchen unter, graben mit ihren Vorderpfoten Löcher in den Boden, stecken die Pfähle darein, rammeln sie fest und durchflechten sie mit Zweigen. Einige schleppen Erde, Wasser, Moos und Steine zu; andere machen einen Leim und verkleistern damit und mit dem Moos

und den Steinen die Löcher ihres Damms. Und auf diesen dann bauen sie nun ihr Haus, das gewöhnlich nur Eins, zuweilen aber auch zwey Stockwerke hoch wird, eine eiförmige Figur hat und bald groß, bald klein ist, je nachdem mehr oder weniger darinn wohnen wollen. Ist endlich das Haus fertig, so baut sich zuletzt jedes Paar seine eigene Zelle und füttert sie mit Heu und Moos aus, damit es für sich und seine künftigen Jungen ein weiches und warmes Lager habe und lebt so Herbst und Winter ganz zu frieden und ruhig darinn. Ist es aber Frühling geworden, so eilen sie in die Gehölze und Wälder und belustigen oder fressen sich bey den frischen saftigen Baumrinden, Knospen und Blättern satt; denn im Winter haben sie sich mit alten Baumrinden und abgepflücktem Laub, das sie unter dem Wasser verborgen hatten, behelfen müssen. Ganze Aeste und Zweige stecken sie zu dem Ende im Herbst, nahe bey ihrem Damm, unter das Wasser. In den Wäldern bleiben sie bis zum Herbst, im Winter aber ziehen sie sich ganz in ihre Hütten zurück. Sind diese beschädigt, so bessern sie sie aus, sind sie aber gar nicht mehr da, so bauen sie sich wieder neue. Zu ihrem Bau haben sie Schwanz, Füsse und Zähne besonders nöthig. Die Zähne dienen ihnen statt der Sägen und Aexte, ihre Vorderfüsse gebrauchen sie als Hände; mit ihren Hinterfüssen machen sie den Leim an und ihr Schwanz ist ihnen Schaufel und Kelle, denn mit ihm schmieren sie den Leim an den Wänden herum und klopfen ihn damit fest. Er dient ihnen aber auch zu ihrer Rettung, denn so bald ein Biber einen Jäger, oder sonst einen Feind sieht oder hört, so schlägt er mit seinem Schwanz ins Wasser und giebt den

andern dadurch ein Zeichen, daß sie in Gefahr seyen und fliehen sollten. Ihr Haus hat gewöhnlich zwey Oeffnungen, eine ins Wasser und eine aufs Land. Diese letztere gebrauchen sie selten zur Flucht, denn wegen ihrer schlechten Füsse können sie nicht gut laufen, aber jene dient ihnen zum Abtritt und zur Flucht. Schwimmen und Untertauchen können sie ganz vortreflich.

Erde und Wasser bringt der Biber zu seinem Bau folgendermassen zusammen. Er scharrt irgendwo die Erde auf und trägt in seinem Maul so viel Wasser zu, als er nöthig hat. Ist aber da, wo er gerne seinen Leim machen wollte, keine Erde oder Ton vorhanden, so holt er ihn ebenfalls Maulvollweis herbey.

Unter dem Schwanz hat der Biber einen Beutel, worinn diejenige schmierige Feuchtigkeit ist, mit der er seine Haare einschmiert, damit das Wasser darüber wegrolle und nicht auf seine Haut dringe, oder ihn friere. In den Apotheken gebraucht man diese Feuchtigkeit zu allerhand Dingen und nennt sie Bibergeil. Auf Wolle getropfnet und damit ins Ohr gelegt, soll sie für das Gehör sehr gut seyn. — Ein dicker großer Biber wiegt fünfzig bis sechzig Pfund.

78. Der Löwe.

Der Löwe ist das stärkste, verwegenste und schrecklichste Thier auf Gottes Erdboden. Er macht alle andere vierfüßigen Thiere bis an den Elephanten, den Tiger, das Nilpferd und das Nashorn nieder. Auch dem Stachelschwein

kann er wegen seiner Stacheln nicht beykommen. Er selbst aber wird keinem einzigen Thier zur Beute, es sey so groß als es wolle; und er ist gleichsam der Regent über alle Thiere. Alle fürchten sich und fliehen vor ihm. Auch die Menschen sind in seiner Gegenwart des Lebens nicht sicher, denn wenn er allzualt, oder aufgebracht, oder sehr hungrig ist, so nimmt und zerreißt er alles, was ihm vorkommt. Trifft er aber Menschen und Thiere beysammen an, so packt er nur diese und läßt jene im Frieden. Beleidigen ihn aber die Menschen, dann rächt er sich fürchterlich, und rottet oft ganze Negerfamilien aus. Doch ist er auch großmüthig, erkenntlich und vergiebt gerne Beleidigungen. Man hat Beyspiele, daß er Beleidigungen kleiner Feinde verachtet, auch denen das Leben geschenkt hat, die ihm zum Fressen sind vorgeworfen worden, oder die zu ihm ihre Zuflucht genommen haben.

Ein alter Schriftsteller erzählt folgende sehr merkwürdige Geschichte. In Rom wurde einst ein großes Thiergefecht gegeben. Unter den vielen wilden Thieren befand sich vorzüglich ein Löwe, der wegen seiner ungeheuren Größe und Schönheit die Bewunderung aller Zuschauer auf sich zog. Unter denen, die mit diesem Thier kämpfen sollten, wurde auch ein armer Sklave, Namens Androdus, aufgeführt.

Als diesen der Löwe von ferne zu Gesicht bekam, stund er gleichsam vor Verwunderung stille und gieng endlich ganz sanft und liebreich, gleich als ob er ihn kennte, auf ihn zu, fieng an wie ein Hund mit dem Schwanz zu wedeln und dem unglücklichen Sklaven, der vor Schre-

cken schon halb todt war, Hände und Füsse zu lecken. Diese ungewöhnliche Schmeicheley eines wilden Thiers flößte dem Androdus so viel Muth ein, daß ers wagte, den Löwen anzusehen. Hier schienen sich beyde zu kennen und des unvermutheten Wiedersehens zu freuen. Das Volk erhub sogleich vor Verwunderung ein erstaunendes Geschrey! Der Kaiser ließ den Androdus holen und fragte ihn, ob er die Ursache wüßte, warum er der einzige wäre, den dieser schreckliche Löwe verschont habe und Androdus erzählte folgendermassen:

Als ich mich bey meinem Herrn, der als Proconsul nach Afrika geschickt wurde, durch die tägliche grausame Begegnung zur Flucht verleiten ließ, suchte ich mich in den einsamsten Wüsten zu verbergen, mit dem festen Entschlusse, wenn es mir an Speise gebrechen sollte, den Tod auf eine andere Art zu suchen. Einst fand ich bey einer brennenden Sonnenhitze eine abgelegene verborgene Höhle, in die ich mich rettete. Bald darauf kam dieser Löwe mit einem lahmen und blutigen Fuß und gab seinen peinlichen Schmerz durch ein klägliches Aechzen und Gemurmel zu erkennen. Ich war vor Schrecken ausser mir, doch, so bald er mich erblickte, gieng er ganz sanft auf mich zu, hob seinen Fuß nach mir auf, gleichsam als ob er mich bäte, daß ich ihm helfen sollte. Hier ward ich einen großen Splitter gewahr, den er eingestochen, und wovon der Fuß äusserst geschwollen war. Ich zog ihn heraus, drückte das Eiter aus der Wunde und reinigte sie. Da er seine Schmerzen durch meine Hilfe gelindert fühlte, legte er mir den Fuß in die Hand und schlief ein und von der Zeit an lebte ich mit

ihm drey Jahre lang in derselben Höhle und von einerley Kost. Denn von dem Wildpret, das er jagte, brachte er mir die besten Stücke, die ich an der Mittagssonne dörrte, weil ich kein Feuer hatte.

Des thierischen Lebens satt, verließ ich den Löwen in seiner Abwesenheit, lief drey Tage fort, wurde von römischen Soldaten gefangen und wieder zu meinem Herrn gebracht, der mich sogleich zum Tode verdammen ließ und zwar, daß ich den wilden Thieren vorgeworfen werden sollte. Vermuthlich ist dieser Löwe, der sich meiner kleinen Wohlthat so dankbar erinnert, indessen ebenfalls gefangen und hieher gebracht worden.

Auf diese Erzählung wurde dem Sklaven das Leben geschenkt. Der Löwe wurde in der Stadt von ihm herumgeführt und von dem Volk mit Blumen beworfen, wobey man ausrief: „Dieser Löwe war der Wirth des Mannes und dieser Mann der Arzt des Löwen!“

Der Löwe ist in Afrika zu Hause, hat röthlich braune Haare, einen dicken Katzenkopf, einen Schnurrbart um das Maul und eine gespaltene Oberlefze. Er frißt nichts, als Fleisch, am liebsten Kamel- und Affenfleisch, wirft jährlich höchstens vier Junge und erreicht ein Alter von fünf und zwanzig Jahren. Die Neger und Mohren fangen ihn jung und alt. Mit Lebensgefahr schleichen sie sich zu den Wohnungen der Löwinnen, wenn sie auf den Raub ausgegangen sind, nehmen die Jungen weg und ziehen sie in Ställen mit anderm Vieh groß, oder schlachten und essen sie. Die alten Löwen hingegen

schießen sie todt, oder fangen sie lebendig in Fallgruben, die sie mit Rohr und anderm Holzwerk leicht überdecken und entweder ein Lamm in das Loch sperren, oder darüber herbinden. Kommt nun der Löwe, so stürzt er in die Grube und ist gefangen. Jetzt schämt er sich entsetzlich, ist ganz stille und muthlos, läßt sich gefangen nehmen, eine Kette anlegen, einen Maulkorb aufsetzen und ein Kind kan ihnn wegführen.

So weiß der Mensch durch List selbst das fürchterlichste Thier in der Schöpfung zu bändigen.

79. Der Orang-utang.

Dieses Thier ist der größte Affe in der Welt und auch unter dem Namen des „Waldmenschen" bekannt. Er ist zwo bis drey Ellen hoch, und fast eben so dick, als ein erwachsener Mann. Er hat einen großen harichten Kopf, glatte Ohren, Augbraunen mit Wimpern, ein nacktes altes Mannsgesicht, eine kurze platte Nase, breiten Mund, Hände, Füsse, Brust und Bauch, fast wie der Mensch. An beyden Schläfen und auch den Nacken hinunter, hängen ihm lange Haare, sonst aber ist sein Leib wenig behaart, er hat keine Backentaschen, wie die übrigen Affen, auch keine Schwülen am Hintern und keinen Schwanz. Er geht fast immer gerade, wie der Mensch und scheint blos zum aufrechtgehen gemacht zu seyn, lebt und wohnt in den dicksten Wäldern von Afrika und Ostindien und frißt allerley Baumobst, Kräuter und Austern. Man kann ihn zahm machen und so abrichten, daß er wie ein Knecht umher lauft, still und

fromm und gar nicht so boshaft, kühn und verstohlen ist, wie die andern Affen. Er soll sogar Holz und Wasser in die Küche tragen, den Bratspies drehen, im Mörser stossen, Gläser und Teller rein machen, das Essen auf den Tisch tragen, Stühle zum Tisch hinsetzen und sodann, wenn man ihm ruft, mit seinem Teller kommen und sich eine Portion darauf geben lassen. Zuweilen soll er sich auch mit an den Tisch setzen, sich ausschöpfen und mit Messer, Gabel und Löffel essen, sich zu trinken einschenken, sich sein Bette selbst machen und der Länge nach darein legen.

Es kommt selten ein Orang-utang nach Europa, denn sie können unsern kältern Himmelsstrich nicht ertragen und sterben bald.

Register.

A.

	Seite.
Abendroth — ob es schön Wetter bedeute.	78
Alp — etwas vom	40
Amulete — die —	43
Anmelden der Todten.	17
Arme — mit ausgereckten — ob man so unter der Thür stehen soll?	28
Aschenregen — der —	45

B.

Basiliske — der —	55
Begräbniß — Aberglaube dabey.	18
— in die Kirchen.	21
Bettlerstab, ob er das Rindvieh zähme.	50
Biber — der —	100
Blattern, ob man sie einpfropfen soll?	3
Blaues Feuer, was es sey.	3
Bleygiessen, das, in der Christnacht.	47
Blitzableiter — ob man dadurch Gott versuche.	53
Blitz — ob er einschlage, wenn ein Licht in einem Hause brennt?	87
Blutfluß — Mittel dafür —	29
Blutregen — der —	5
Brod — ob es mit der Oberrinde auf dem Tisch liegen dürfe?	28

C.

Charwoche — Aberglaube von der —	50
Chiromantie — was sie sey?	71
Christnacht — ob man in derselben in einem Bronnen das Gesicht des künftigen Bräutigams sehen könne?	87
Communion — ob ein Kranker nach derselben sterbe?	12

D.

Drache — der feuerspeyende.	93
— der fliegende.	95
Dreyzehn — ob die Zahl unglücklich sey?	15
Diebsdaumen — ob er glücklich mache?	31
Donnerwetter — Aberglaube beym —	57

Seite.

E.

Eyer müssen den Hennen in ungerader Zahl untergelegt werden. 28
Eulengeschrey — was es bedeute. 72

F.

Farben der Wolken, woher sie kommen. 91
Fenster schwitzen — was es sey. 91
Froschregen — der — 45

G.

Garn, von Mädchen unter 7 Jahren gesponnen, wozu es gut sey. 30
Garn — ob es weisser werde, wenn man beym Waschen desselbigen lüge. 81
Geräusch — das — in den Gräbern. 8
Gespenster — wer sie sehen könne. 30
Glatteis — was es sey? 92
Greif — der — 97
Grenzsteine — ob der, welcher sie verrückt, dabey spucken müsse. 88

H.

Hagel — wie er entstehe. 92
Hase — was es bedeute, wenn er über den Weg lauft. 49
Hausmittel muß man dreymal brauchen. 27
Himmel, der blutige. 89
Honigthau — was er sey. 91
Hubertsschlüssel — ob er für den wüthenden Hundbiß gut sey? 33
Hungerbach — der — 29

I.

Irrwische — die — 3

K.

Kartenschlagen — das — 75
Kinder — ob sie gedeihen, wenn sie beschrien sind. 89
Kleider — welche — keine Motten bekommen. 32
Komet — was er bedeute. 34
Kreide zum Geld gelegt, hilft daß man es nicht stehlen kann. 51

L.

Licht — wie man es löschen soll. 33
Löwe — der — 103

Seite.
Lufterscheinungen — die wässerichten. 90

M.

Maulwurf — wann er nicht mehr werfe. 33
Maus — wenn die — am Kleid nagt, was es bedeute. 31
Mehlthau — was er sey. 91
Messer — ob es auf dem Rücken liegen soll. 28
Milch — ob durch — der Blitz gelöscht werden müsse. 44
Morgenroth — ob es Regen bedeute. 78

N.

Namen — ob die — Einfluß auf das Alter eines Menschen haben. 89
Nebel — wie sie entstehen. 91

O.

Ohrenklingen — was es bedeute. 69
Orang = utang — der — 107

P.

Pelikan — der — 98
Phönix — der — 97
Punktiren — das — 76

R.

Rasen — ob man einen — den Todten soll unter das Kinn legen. 20
Regen — Ursprung des — 91
Regenbogenschüsselchen — das — 70
Reif — wie er entstehe. 92
Rosenblätter — ungetrennt schwimmende — was sie bedeuten. 29

S.

Salamander — der 100
Schaalen von Eyern — ob man sie ganz lassen dürfe. 27
Scharfrichter — ob sie manchmal drey Köpfe sehen. 41
Schlossen — was sie seyen — 92
Schmazen — das — in den Gräbern. 17
Schnee — wie er entstehe. 92
Schwangere Frauen — ob sie einer Hinrichtung zusehen sollen. 82
Schwefelregen — der — 5
Schwitzen der Wand, woher es komme. 92

Seite.
Selbstmörder — ob ein — auf den Kirchhof begraben werden dürfe. 22
Sieblaufen — das — 74
Sonne, ob sie Wasser ziehe. 78
Sonnenfinsterniß — die — 61
Sontags-Kinder, ob sie Gespenster sehen. 30
Spiegel — ob man bey Nacht hinein sehen soll. 88
Staubregen — was er sey. 91
Sterben — was — soll, stirbt doch. 83
Sternputzen — Entstehung der — 11

T.

Tage — besondere — 25
Taufe — Aberglaube bey der — 51
Thau — wie er entstehe. 91
Todtenuhr — die — 3
Todter — ein ausgegrabener — ob er selig seyn könne. 36
Todespropheten. 12
Trauungen — Aberglaube bey — 15
Träumen — von — 72

U.

Uhrenschlagen, indem man läutet, was es bedeute. 12

V.

Vieh — ob es gedeihe, wenn man die Spinnen aus dem Stall fegt. 81

W.

Wahrsagerey aus der Kaffeetasse. 46
Warzen zu vertreiben. 51
Wasser am Ostertag geholt, was es für Kraft habe. 82
Witterungsregeln des Landvolks. 77
Wolken, was sie seyen. 91
Wolkenbruch — der — 91
Wolf — ob der — einen Menschen heiser machen könne. 49
Wünschelruthe — die — 41

Z.

Zwölfen — in den — ist das reinigen in den Viehställen schädlich. 49